OLZ

XXXVI / 5 MAI 1933

Die Königin Meritamun[1].

Von Hermann Kees.

Es ist ein gesunder Grundsatz der Leitung der Egyptian Expedition des Metropolitan Museum of Art, New York, daß sie Ergebnisse ihrer Grabungen erst veröffentlichen will, wenn sie als abgeschlossen gelten können. Über die jährlichen Fortschritte ihrer Arbeit unterrichten die zuverlässigen, gut illustrierten Vorberichte im Bulletin des Museums ausreichend. 1916 haben wir als Ergebnis der amerikanischen Grabungen in Lischt im „Tomb of Senebtisi" durch Winlock und Mace das Musterbeispiel einer Hofbestattung der 12. Dynastie bekommen; auf derselben Höhe steht das soeben veröffentlichte „Tomb of Queen Meryet-Amun at Thebes" von H. E. Winlock (1932). Sorgfalt in der Aufnahme, der Ausstattung, klare Darstellung der Tatbestände, wissenschaftliche Sichtung des Materials, das alles ist vorbildlich. Gerade angesichts der noch bestehenden Unsicherheit über die Geschichte der Wiederbestattungen königlicher Mumien unter der 21. Dynastie — eine solche liegt auch hier vor — ist der neue Beitrag wertvoll.

Das neue Grab liegt unmittelbar am, ja z. T. unter dem Totentempel der Hatschepsut von Der el Bahri, also nicht allzuweit von der berühmten „Cachette", die, wie Winlock kürzlich selbst nachgewiesen hat, ursprünglich ebenfalls ein Königinnengrab der frühen 18. Dynastie, das der Jnhapi, war (JEA 17, S. 107). — Der neue Grabfund gehörte nach der Aufschrift des Außensarges der „Königstochter und -Schwester, Gottesgemahlin (des Amun), großen kgl. Gemahlin und , Herrin der beiden Länder Meritamun".

Wir kannten zwei Prinzessinnen dieses Namens aus der 18. Dynastie. Die eine mußte ein Mitglied der engeren Familie Amenophis' I., vermutlich eine seiner Töchter[2] sein, denn sie wird in Gräbern der 20. Dynastie bei Der el Medine in Gesellschaft des göttlich verehrten Amenophis I., seiner Mutter, seiner Gemahlin, auch der Prinzessin Sitamun u. a. dargestellt; außerdem wird sie, wenigstens nach Masperos Zeugnis[3], gelegentlich an Stelle ihres gewöhnlichen Titels „Königstochter und -schwester" auch mit dem einer „großen kgl. Gemahlin, Herrin beider Länder" bezeichnet. Ihre Mumie wäre nach Aufschriften der 21. Dynastie ins Mumienversteck bei Der el Bahri („Cachette") verbracht und dort gefunden, neu bestattet im Sarg eines „Amtmanns" ihrer Zeit, und zwar unter Umständen, die Maspero starke Zweifel an der Identität der Leiche mit ihrer Aufschrift aufkommen ließen[1].

Die zweite Prinzessin ist in dem von Amenophis II. fertiggestellten Hathorspeos von Der el Bahri anscheinend als rangälteste Prinzessin hinter Thutmosis III. dargestellt und wird dort bezeichnet als „Königstochter und Schwester, Gottesgemahlin und Gotteshand (des Amun)" usw.[2]

Für die letztgenannte Prinzessin entscheidet sich Winlock, und zwar zeichnet er in scharfsinnigen Ausführungen ihren Werdegang, daß sie als Tochter Thutmosis' III. die im Hathorspeos und Teilen ihrer Grabausstattung genannten Würden einnahm, beim Regierungsantritt ihres Bruders Amenophis II. aber zur „großen kgl. Gemahlin" erhoben wurde, zu der sie als „Gottesgemahlin" (des Amun) bereits vorausbestimmt war. Kurz darauf wäre sie dann, anscheinend kinderlos, gestorben.

Ausschlaggebend waren für Winlock zwei Gründe: einmal, daß die Mumie der älteren Meritamun „who apparently never bore any higher title than King's Sister "... bereits gefunden schien, zum andern der ausführlich in Wort und Bild dargelegte Tatbestand, daß durch die Decke des vorderen Grabstollens zwei Fundamentblöcke der Nordkolonnade des Tempels der Hatschepsut ein kleines Stück hineinragen. Das Grab müsse daher jünger sein, da man bei einem unvermuteten Durchbruch der Fundamente in die Decke eines älteren Grabes diese unterbaut und abgestützt haben würde. Offensichtlich ist letztere Erwägung für Winlock der entscheidende Punkt, dem zu Liebe er manches, was ihm selbst recht eindringlich auf frühe 18. Dynastie zu deuten schien, hintanstellt.

Trotz alles Scharfsinns, mit dem W. seine These durchführt, halte ich seine Beweise nicht für durchschlagend.

Die Berufung auf die angeblich vorhandene Leiche der älteren Meritamun ist angesichts der mehrfach nachgewiesenen Großzügigkeit, mit der bei solchen Wiederbestattungen unter der 21. Dynastie Fehlendes ersetzt wurde, nicht einwandfrei, selbst wenn man gerne zugeben wird, daß auf Masperos Vermutung, ob nicht eine Mumie des MR anstelle der Meritamun verwendet sei, nicht viel zu geben ist, schon weil Maspero sich selbst widerspricht[3]; außerdem

---

1) **Winlock**, H. E.: **The Tomb of Queen Meryet-Amūn at Thebes.** Photographs by Harry Burton, Plans by Walter Hauser and Catalogue by Charlotte R. Clark. New York: The Metropolitan Museum of Art 1932. (XI, 96 S., 46 Taf.) 4°. = Publications of the Metropolitan Museum of Art. Egyptian Expedition, Vol. VI, ed. by L. Bull. $ 10.—; geb. 12.—.

2) So auch Gauthier, Livre des rois II, S. 192.

3) Momies royales; Mém. Miss. fr. au Caire I, S. 622, leider ohne Angabe der Quelle; danach Gauthier a. a. O. II, S. 192 Nr. 7, s. auch unten.

1) a. a. O. S. 539; vgl. Ell. Smith, Royal Mummies, S. 6 zu Kairo 61052 „mummy of an unknown woman, perhaps the princess Meritamon".

2) Vgl. Gauthier, a. a. O. II, S. 275, dort als Tochter Thutmosis' III. eingeführt.

3) Momies royales, S. 539 (s. o.), anders S. 620 „Miritamon est embaumée de telle façon, qu'on ne peut pas hésiter un moment à la faire contemporaine

weil die für Ohrringe durchbohrten Ohrläppchen der Mumie im Gegenteil auf das NR hinweisen. Das aber, was Winlock hinsichtlich der überlieferten Titulaturen gegen die Gleichsetzung mit der älteren Meritamun einwendet, daß sie nicht als „große königliche Gemahlin" bezeugt sei (s. o.), spricht in höherem Maße gegen die jüngere Meritamun: Die ältere Meritamun war doch wenigstens nach Masperos Zeugnis der Nachwelt auch als „große königliche Gemahlin" bekannt, die Tochter Thutmosis III. nirgends. Bleibt der Deckendurchbruch der Fundamente und die Anlage des Grabes am Totentempel der Hatschepsut. Abschließend könnte hierüber nur ein Sachverständiger an Ort und Stelle entscheiden; aber nach der Schilderung scheint mir hier alles für eine Datierung des Grabes vor dem Tempel zu sprechen![1] Man bedenke, ein Architekt, der für die regierende Königin Amenophis' II. das Grab anzulegen hatte, müßte es gewagt haben, kaum 6 m hinter der Futtermauer der Nordkolonnade des Tempels den Grabschacht zu beginnen und ihn überdies in knapp 5 m Tiefe in Richtung auf den Tempelhof vorzutreiben, wobei eine Gefährdung des Stollenbaus durch die Fundamente mit Sicherheit vorauszusehen war!

Dazu treten weitere Gründe, die für eine Ansetzung in die frühe 18. Dynastie sprechen und als solche auch von Winlock teilweise in Betracht gezogen sind:

1. Die Ähnlichkeit des zweiten (äußeren) Sarges der Meritamun mit den Särgen der Königinnen Ahmes-Nefretere mit Achhotep d. J., Mutter und Gemahlin Amenophis' I. in Bezug auf die sonst einzig dastehenden Ausmaße (reichlich 3 m Länge!).

2. Die vollere Namensform der „Königstochter und -Schwester" Ahmes-Meritamun, die sich auf Resten vom Grabmobiliar findet (Taf. XXVII, D, vgl. Fig. 25 aus Turin!). Diese schließt die Meritamun aufs engste mit dem Ahmesiden-Haus, also der Familie Amenophis' I., zusammen; bei einer Tochter Thutmosis' III. wäre dieser Familienname sehr auffällig!

3. Das von Winlock nicht berücksichtigte Auftreten des altertümlichen, aus dem MR übernommenen Königinnentitels [2], dem wir entsprechend noch auf dem Sarge der Königin Achhotep d. J. begegnen, der aber dann (jüngstes Beispiel wäre Urk. IV, 192, falls von Hatschepsut)[3] scheinbar unter den Thutmosiden aufgegeben wird.

Alles zusammengenommen scheint mir die Wahrscheinlichkeit größer, daß Winlock Grab und Leiche der älteren Meritamun aus der Zeit Amenophis' I. fand.

Die hier vorgebrachten Zweifel an der geschichtlichen Rekonstruktion beeinträchtigen den Wert der Publikation selbst keineswegs. Im Gegenteil haben wir es allein dem hohen wissenschaftlichen Stand und der Gewissenhaftigkeit des Bearbeiters zu danken, daß auch Außenstehende versuchen können, aus den klar herausgearbeiteten Tatbeständen Folgerungen abzuleiten.

Zu der Geschichte der Irrungen und Wirrungen um die königlichen Mumien des NR bringt die bedeutsame Entdeckung der amerikanischen Expedition ein neues Kapitel hinzu, das wieder mancherlei ungelöste Problematik in sich trägt.

des momies de Soqnonrî, d'Ahmos et d'Amenhotpou Ier".

1) Die fragliche Stelle ist jetzt zur Sicherheit unterbaut. Borchardt machte mich freundlichst darauf aufmerksam, daß die hereinragenden Fundamentsteine bei späterer Anlage des Grabes sicher mit dem Meißel abgearbeitet worden wären.

2) Darauf verweist bereits Sethe, Das Hatschepsut-Problem (Abh. Berl. Akad. 1932), S. 11 Anm. 2 unter Widerspruch gegen Winlocks Datierung der Meritamun.

3) Von Gauthier, a. a. O. II, S. 124 ist die Titulatur (mit getilgtem Namen) vermutungsweise in die 13. Dyn. eingereiht!

Eine assyrische Inschrift aus dem römischen Köln?

Von Albert Schott.

Bekanntlich ist in Köln ein froschähnlicher Gegenstand aus Bronze gefunden worden, der auf dem Rücken eine rätselhafte Inschrift trägt[1]. In OLZ 1931, Sp. 506 hat Scheftelowitz versucht sie zu lesen; aber seine Deutung aus dem Aramäischen ist gewiß nicht haltbar.[2] Es ist daher vielleicht nicht überflüssig, die folgenden Ausführungen zur Erwägung zu stellen, obwohl ein strenger Beweis für sie nicht erbracht werden kann.

Es scheint nämlich (s. Abb.)[3], daß die Inschrift aus Keilzeichen besteht, und wenn dieser Schein nicht trügt — Abgüsse machen es mir schwer, hier Trug zu sehen —, so kann man sie kaum anders lesen als: *māt aš-šur* „Land von Aššur (Assyrien)"[4].

1) Herr Dr. Fremersdorf, Leiter der römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums in Köln, hatte die Güte, mir folgendes anzugeben: „Das Stück entstammt dem Grab 256 auf dem Gelände zwischen Jakob- und Severinstraße in Köln, also der alten Via Appia der Stadt. Es ist 1930 gefunden worden, die Funde sind unter 30, 644—670 im Inventar vermerkt. An bronzenen Symbolen sind außer dem Frosch noch vorhanden eine Schlange, ein Hammer und ein Schlüsselchen. Im gleichen Grabe fanden sich außer einem Sigillata-Teller drei kleine Henkel-Krügelchen, die Bruchstücke zweier Gläser, ein peltaförmiger Anhänger und Beschläge eines Holzkastens; dann aber vor allem eine Reihe von Münzen: zwei des Claudius II., fünf von Tetricus, fünf unbestimmbare aus der Zeit um 270 und eine von Diocletian. Wir kommen also damit ziemlich genau an die Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert."

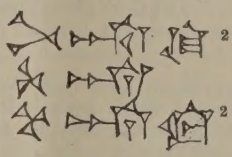
2) Herr Prof. Kahle bemerkt mir dazu freundlicherweise: „Daß auf einer aramäischen Inschrift etwa des 3. nachchristl. Jahrhunderts das nur im Talmud und der mittelalterlichen Literatur bezeugte הברה „Klang, Schall", später „Silbe", vorkommen soll, ist an sich im höchsten Maße unwahrscheinlich. Der von Scheftelowitz vermutete Zusammenhang des Wortes mit arab. خبر muß als ziemlich ausgeschlossen erscheinen."

3) Das ausgezeichnete Lichtbild, das der Photograph des Wallraf-Richartz-Museums angefertigt hat, ist der Liebenswürdigkeit von Dr. Fremersdorf zu verdanken.

4) Für Fernerstehende, denen es — begreiflicherweise — nicht in den Kopf will, daß eine Inschrift, die ein Gelehrter aramäisch las, von einem anderen

Freilich erregt ein genaueres Zusehen Bedenken. Zwar wäre das 𒀀 recht gut gelungen, auch das 𒁀; das *šur* dagegen müßte mißglückt sein: sein wagerechter Keil hätte den Kopf verloren und kreuzte des Zeichens ersten steilen Keil; und was man über diesem sieht, könnte entweder sein Kopf sein oder — wahrscheinlicher — ein zu kurz geratener, annähernd wagerechter Keil. Den kleinen Strich am Schwanzende der Figur, der in ihrer Längsrichtung verläuft und den Scheftelowitz für den Schaft eines ך hielt, wüßte ich nicht zu erklären. Er braucht aber ebensowenig zur Inschrift zu gehören, wie das der Strich am linken Schenkel des Tieres gewiß nicht tut.

Die Schönheitsfehler des *šur* würden doch wohl beweisen, daß — wenn überhaupt Keilschrift beabsichtigt war — der Verfertiger der Inschrift eine Vorlage benutzte, die er nicht verstand[1]. Er hätte sich aber doch soweit an die letztere gehalten, daß wir sie, wenn wir überhaupt die vorgeschlagene Lesung für möglich halten, unbedingt in der Nähe der „archaïsierenden“[1] Urkunden der Zeit um 750 v. Chr. zu suchen hätten. Vgl.



I R 30 II$_7$: Šamšī-Adad V (824-11)
VS I 70, rechte Seite, Z. 2: Sargon II (722—06)
KAH II 122$_1$: Sanherib (705—682)

Wie wäre man in nachassyrischer (ja nicht unwahrscheinlicher Weise in nachchristlicher) Zeit darauf gekommen, auf die fraglos kultisch bedeutsame Figur eines froschähnlichen[3] We-

fürs Assyrische beansprucht werden kann, sei gesagt, daß sogar diesmal Ben Akiba recht behält. Bekanntlich (BA II 113) wurde der Michaux'sche Stein, eine babylonische Landübergaben-Urkunde aus dem 12. Jh. v. Chr., in Keilschrift natürlich (I R 70), 1803 von Prof. Lichtenstein in Helmstedt aramäisch gelesen: „continet quantum . . . intelligere valeo naeniam quasi quamdam ab Archomago . . . praelegendam vel recitandam“. Was er „gelesen“, übertrug er „in ein anmutiges lateinisches Gedicht“. Schade, daß man das nicht mit jeder falschen Entzifferung machen kann.

1) Zur Zeit, aus der der Fund stammt, um 300 n. Chr. (s. o. Sp. 276 Anm. 1) war die Kenntnis der Keilschrift wohl zweifellos ganz allgemein erloschen. Das geht m. E. daraus hervor, daß nach Jensens Feststellungen (MDOG 60 29ff.) im Aššur des 3. nachchr. Jh. „Gedenkinschriften“ in aramäischer Schrift und Sprache abgefaßt werden, obwohl sie an die alten assyrischen Götter gerichtet sind.

1) Vgl. demgegenüber die Schreibung 𒀀𒁀𒁀 (u. ä.), die uns um 1300 neben der bekannten 𒀀𒁀𒁀 begegnet (z. B. KAH II 33 $_{2\,3\,4}$ 43 $_{3\,4\,5}$).

2) Für Nichtassyriologen: dies Zeichen (Ortsdeterminativ) ist entbehrlich. Es fehlt an der Sargonstelle wie auch meist sonst in jüngerer Zeit, ebenso auf unserer Inschrift.

3) Als ich Dr. Fremersdorf gegenüber Zweifel an der „Froschheit“ des dargestellten Geschöpfes sowie die Vermutung äußerte, es möchte sich um eine Sphinx handeln, schrieb er mir: „Was Ihren Zweifel anbelangt, ob es sich überhaupt um einen Frosch handelt, so möchte ich betonen, daß das vorliegende Exemplar ein ganz außergewöhnlich rohes Stück ist, etwa nur so, wie es aus der Gußform herauskommt, ohne nachgearbeitet zu werden. Wir haben andere

sens „Land Assyrien" zu schreiben? Daß man die Inschrift, sofern sie assyrisch ist, damals wahrscheinlich nicht verstand, sahen wir eben. Daß der Hersteller unseres Stückes etwa eine längere ihm unverständliche Keilinschrift durchmustert und zufälligerweise gerade einen so denkwürdigen Ausdruck herausgegriffen hätte — diese Annahme widerstreitet gleichfalls aller Wahrscheinlichkeit. Also läge es am nächsten, zu vermuten, daß er einen — vielleicht dem unsrigen an Gestalt gleichenden — Gegenstand vorchristlicher Zeit vor sich hatte[1], auf dem nicht mehr und nicht weniger geschrieben stand, als was er abschrieb[2].

Die Vorlage brauchte aber als Figur kein assyrisches Erzeugnis zu sein, sondern hätte etwa in der Sargonidenzeit Gelegenheit genug gehabt, durch Krieg oder Handel z. B. aus Ägypten nach Assyrien verschlagen und dort durch die Aufschrift „naturalisiert" zu werden. Es muß indes auch auf die Möglichkeit der Herkunft einer solchen Vorlage aus Babylonien nachdrücklich hingewiesen werden. Erfahren wir doch von Legrain (Museum Journal Bd. 19, 398), daß „many frog amulets in clay, frit, lapis or shell have been found . . . at Ur"; eine früher in Ur gefundene Froschfigur ist auf Taf. LVI, Abb. 2, des 8. Bandes v. Antiquaries Journal (dazu ebda S. 428) abgebildet. Vielleicht kommen noch andere Länder als „Urheimat" unseres Frosches in Frage?!

Stücke, die sorgfältig nachgearbeitet sind und bei denen wohl an der species Frosch nicht gezweifelt werden kann." Ferner wies mich Dr. Fr. auf Abb. 5 bei Lehner in den „Bonner Jahrbüchern", Bd. 129 (1924), S. 63 gütigst hin.

1) Wie das Ding nach Nordwesten geraten sein möchte — darüber Vermutungen anzustellen, wäre wohl kein sehr fruchtbares Tun. In diesem Zusammenhang ist aber jedenfalls an die hethitische Bronzefigur (2. Jahrh.) zu erinnern, die man 1905 bei Schernen (Kreis Memel) fand (Sitz.-Ber. d. Altertumsges. Prussia, 22. Heft, Königsberg i. Pr. 1909, 424—44), an das Gefäß (Mörser?) mit einer sumerischen Inschrift Eannatums (28. Jh.), das beim Abbruch eines Hauses aus dem 17. Jh. in der City von London gefunden wurde (PSBA 1890, 54ff., dazu VB I 28[d]) und an drei ägyptische Toten-Statuetten der Saïten- oder der Perserzeit, die sich in der Bretagne fanden (Arch. f. Orientf. 6, 127f., woselbst auf weitere ähnliche Funde, vornehmlich aus der römischen Kaiserzeit, verwiesen wird).

2) Dabei wäre doch wohl selbstverständlich anzunehmen, daß der Abschreiber diesen Zeichen eine geheimnisvolle Wirkung beimaß. — Der grundsätzliche Einwand, daß in den assyrischen oder babylonischen Ruinen selbst niemals ein Gegenstand mit der einfachen Aufschrift „Land NN" zum Vorschein gekommen ist (Ehelolf), darf nicht übersehen werden; für durchschlagend vermag ich ihn aber nicht zu halten.

Zu *an-nasī'* (Koran 9, 37).[1]

Von Johann Fück.

Das im Koran nur an der einen Stelle Sure 9, 37 vorkommende Wort *nasī'* wird in den landläufigen Übersetzungen mit „Verschiebung" oder ähnlich wiedergegeben und auf die Verschiebung der Heiligkeit eines Monats auf einen andern an sich profanen Monat bezogen[2]. Auch in der islamischen Koranexegese ist diese Deutung durchaus vorherrschend. Doch man hat schon längst erkannt, daß hier sachlich die Schaltung irgendwie hereinspielt. Bereits G. Sale kennt diese Deutung und weist sie zurück; und tatsächlich tut die Übersetzung „Schaltmonat" oder „Schaltung" dem Zusammenhang nicht Genüge. Wenn Wellhausen, Vakidi 431 den Vers folgendermaßen wiedergibt: „Der Schaltmonat ist eine Steigerung des Unglaubens, womit die Ungläubigen sich verirren; ein Jahr erklären sie *ihn* für heilig, ein anderes Jahr für gemein, um mit der Zahl der von Gott geheiligten Monate Schritt zu halten", so zeigt seine Anmerkung: „Eigentlich nicht *ihn*, sondern die Lunation, in die er fallen würde. Die Lunation ist heilig, wenn nicht geschaltet wird, wird profan, wenn sie zum Schaltmonat gemacht wird", daß diese Übersetzung nicht ausreicht. Auch Moberg, der auf Grund einer eingehenden Sonderuntersuchung für *nasī'* die Bedeutung „Interkalation" oder „Schaltmonat" zu erweisen sucht[3], muß zugeben, daß auch bei seiner Übersetzung die Worte „um so eine Ausgleichung herbeizuführen usw." Schwierigkeiten machen, da ja durch die Interkalation das Mondjahr mit dem Sonnenjahr und den natürlichen Jahreszeiten ausgeglichen wird. Er findet freilich, daß die landläufige Erklärung „ganz unmöglich" sei; aber niemand wird einer unzulänglichen Deu-

---

1) **Moberg**, Axel: **An-Nasi'** (Koran 9, 37) **in der islamischen Tradition**, Lund: C. W. K. Gleerup, und Leipzig: Otto Harrassowitz [1931]. (54 S.) gr. 8°. = Lunds Universitets Arsskrift. N. F. Avd. 1, Bd. 27, Nr. 1.

2) So wählt z. B. G. Sale *„transferring"*, E. H. Palmer *„putting off"*, M. Henning *„Verschieben"*, Md. Ali *„postponing"*, M. Pickthall *„postponement"*. Zur Erläuterung bemerken die Übersetzer im Anschluß an die von ihnen benutzten einheimischen Kommentatoren wie Baiḍāwī, Zamaḫšarī und Sujūṭī, daß die heidnischen Araber einen heiligen Monat, wenn er ihnen ungelegen kam, profan machten und an seiner Statt einen anderen Monat heilig hielten.

3) Die von ihm gebotene Übersetzung (S. 49 fg.) lautet: „Der nasī' (d. h. die Interkalation oder der Schaltmonat) ist nichts anderes als eine weitere Äußerung des Unglaubens, wodurch die Ungläubigen irre gehen. Sie erlauben ihn ein Jahr und verbieten ihn ein Jahr, um so eine Ausgleichung herbeizuführen in dem, das Gott als heidnisch erklärt hat, und sie erlauben so, was Gott verboten hat."

tung nur deswegen den Vorzug geben, weil die übliche Deutung noch weniger befriedigt. Die genannte Koranstelle bleibt nach wie vor ein Problem, zu dessen Lösung die folgenden Zeilen beitragen sollen.

Wenn, was sehr wahrscheinlich ist, die heidnischen Araber oder wenigstens einzelne, Stämme[1] die Schaltung kannten und gelegentlich einen dreizehnten Mondmonat, doch wohl am Ende des Jahres, einschoben, um den Ḥaǧǧ mit seiner Messe in derselben Jahreszeit festzuhalten, so bedeutete dies unter allen Umständen auch eine Verschiebung des Muḥarram von seiner gewöhnlichen Stelle. Ob diese Schaltung als *nasī'* bezeichnet wurde, ist ungewiß, aber durch die Verwendung dieses Wortes im Koran nicht ausgeschlossen. Bedeutet es „Verschiebung", so muß damit nicht notwendig die Verschiebung der Heiligkeit eines Monats gemeint sein; es kann ebensogut die Verschiebung des Ḥaǧǧ in die natürliche Jahreszeit oder auch die Verschiebung der Monatsnamen bezeichnen. Wären die von Moberg (S. 35—43) erörterten „Proklamationen" von unbestreitbarer Echtheit, so wäre diese Frage allerdings leicht zu lösen; denn in ihnen verkündet der letzte Interkalator des Heidentums, Abū Ṯumāma al-Kinānī, in dessen Familie dies Amt erblich war, beim Ḥaǧǧ, d. h. im letzten Monat des Jahres, den Pilgern das kommende Schaltjahr in der Weise, daß er den kommenden Monat (der in einem gewöhnlichen Jahre heilig gewesen wäre) für profan erklärte und seine Heiligkeit auf den nächstfolgenden Monat verschob. Immerhin beweisen diese Proklamationen, daß die muslimischen Gelehrten schon sehr früh[2] den nasī', auch wenn es sich um eine Schaltung handelte, als Verschiebung der Heiligkeit des Muḥarram, d. h. des ersten Monats eines gewöhnlichen Jahres, auffaßten, die den Zweck hatte, dem natürlich profanen Schaltmonate Platz zu machen. Daß aber auch der Prophet selbst die Sache genau so ansah, ist aus den Worten im Koran „um auszugleichen usw." ersichtlich. Denn da der Ausgleich des Mondjahres mit dem Sonnenjahre nicht gemeint sein kann, so bleibt nur die Möglichkeit, den Ausdruck auf die vier heiligen Monate (d. h. den 11. 12. des alten, den 1. und 7. des neuen Jahres) zu beziehen. Freilich wurde die Zahl der heiligen Monate durch die Schaltung nicht betroffen, nur der dritte Monat wurde von seiner Stelle verschoben. Wenn wir jedoch bedenken, daß in einem gewöhnlichen Jahr die drei heiligen Monate ein Trimester bildeten, während in einem Schaltjahr der dritte Monat profan und statt seiner der nächstfolgende Monat geheiligt wurde, so wird Mohammads Ausdruck begreiflich. Er, der das reine Mondjahr für eine göttliche Einrichtung hielt, mußte in der Schaltung einen unberechtigten Eingriff in die göttliche Ordnung und in der Verschiebung der Heiligkeit des Muḥarram einen unzulänglichen Versuch sehen, die Zahl der von Gott geheiligten Monate wieder herzustellen. Übrigens findet diese Deutung sich schon in der einheimischen Überlieferung bei al-Faḫr ar-Rāzī (Moberg S. 44), dessen Ausführungen Moberg als „in jeder Hinsicht klar und ansprechend" bezeichnet. Trotzdem verwirft er sie als eine späte Kompromißlösung, die zwischen der älteren Auffassung von *nasī'* als „Interkalation" und der jüngeren Deutung als „Verschiebung der Heiligkeit eines Monats" vermitteln soll, und sucht nachzuweisen, daß *nasī'* ursprünglich als reine Schaltung verstanden wurde, die mit der Verschiebung nichts zu tun hatte. In der Tat setzen, wie er überzeugend nachweist, fast alle Traditionen in Ṭabarī's Tafsīr das Schaltverfahren voraus; aber ebenso klar wird in ihnen auf die „Verschiebung" des Muḥarram Bezug genommen. Nur eine Tradition (Ṭab. [2] X, 92, 26; Moberg S. 7) spricht von „Verschweigen" statt „Verschieben" des Muḥarram. Moberg legt ihr deshalb, und weil sie nur mittelbar auf den Koran Bezug nimmt, großes Gewicht bei und ist geneigt, die in ihr gebotene Erklärung für besonders alt und glaubwürdig zu halten. Er übersieht dabei, daß auch diese Tradition exegetischen Bedürfnissen entsprungen ist; nur will sie nicht den Koranvers, sondern, wie ihre Schlußworte zeigen, den Prophetenspruch bei der Abschiedswallfahrt des Jahres 10 erklären: „Die Zeit hat ihren Umlauf vollendet und ist jetzt am selben Punkt angelangt, an dem sie am Tage der Schöpfung war". Sie schildert deshalb, wie infolge der Schaltung der Ḥaǧǧ im Laufe der Zeit alle Monate der idealen, d. h. nicht interkalierten, Zeitrechnung durchlief, bis er gerade bei der Abschiedswallfahrt auf seinen ursprünglichen Monat, Du'l-ḥiǧǧa, fiel. Diese Erklärung beruht also ebenso auf reiner Konstruktion wie die andere, daß *nasī'* die „Verschiebung des Muḥarram" bedeute. Beide schließen einander nicht aus, wie denn derselbe Muǧāhid, auf den diese Tradition zurückgeführt

1) Nach Ṭabarī, Tafsīr [2] X 92, 8. 20 (Moberg S. 6 fg.) waren es die Hawāzin, Ġaṭafān und Sulaim, d. h. die Qais-'Ailānstämme mit ganz geringen Ausnahmen. Freilich stimmt dazu schlecht, daß nach einstimmiger Überlieferung die Banū Kināna beim Ḥaǧǧ das kommende Schaltjahr ankündigten.

2) Der älteste unmittelbare Gewährsmann ist Ibn Isḥāq (bei Ibn Hišām S. 30). Die Traditionen in Ṭabarī's Tafsīr führen bis ins Ende des ersten Jahrhunderts zurück.

wird, in einen anderen Tradition (Ṭab. 10, 92, 13; Moberg S. 6), wo er den Koranvers erklären will, von der Verschiebung des Muḥarram redet. So ist Mobergs Schluß, daß die älteste Überlieferung von einem reinen Schaltungsverfahren rede, irrig. Soweit die Koranstelle in Frage kommt, hat man den Vers von Anfang an auf die durch die Schaltung bedingte Verschiebung des Muḥarram bezogen[1].

Auch sprachlich ist die Bedeutung „Verschiebung" einwandfrei. Das Verbum *nasa'a*[2] IV „aufschieben, verschieben" ist in der Poesie nicht selten[3], *nasī'a* „Aufschub" in der Rechtssprache häufig[4]. und *nasū'* „Frau mit aufgeschobener Menstruation (d. h. mit beginnender Schwangerschaft)"[5] gewiß nicht aus dem koranischen Sprachgebrauch zu erklären. Moberg indessen hält *nasa'a* mit seinen Ableitungen für einen Ausfluß jener angeblich falschen Koranexegese, weiß aber für die von ihm vertretene Übersetzung „Interkalation" keine bessere Etymologie als den Einfall Caussins, der *nasī'* auf hebräisch nāsī zurückführen wollte.

Die übliche Übersetzung „Verschiebung" ist also richtig; nur bedeutet sie nicht die willkürliche Verschiebung eines heiligen Monats, sondern die durch die Schaltung bedingte Verschiebung des Muḥarram auf den nächstfolgenden Monat, um für den profanen Schaltmonat Raum zu schaffen.

1) Für Ṭabarī muß Moberg (S. 31) dies selbst zugeben; aber auch Nīsābūrī, auf den er (S. 38) sich beruft, deutet den Vers in der gleichen Weise; denn S. 39, 1 ist zu übersetzen: „so erklärte er abwechselnd den einen (der beiden ersten Monate des Jahres) für heilig (nämlich den ersten Monat eines gemeinen Jahres, den zweiten Monat eines Schaltjahres) und den andern für profan."

2) Grundbedeutung „treiben, antreiben", z. B. Šammāḫ 17, 13 (S. 89, 1 Cairo).

3) Muraqqiš d. Ä., Mufaḍḍalīyāt no. 54, 13 Lyall; Quṭba b. Sajjār, Naqā'iḍ 586, 11 = Jāqūt 3,687,4 Wüst. (und dazu Fleischer, ib. 5,321); Farazdaq, Naqā'iḍ 1043,13; Ǧarīr, Kāmil 263,1; Aḫṭal 166,5 Salhani. Vgl. ferner Naqā'iḍ, Glossar, s. v.

4) Buḫārī, bujū' § 79 fg. mit Parallelen; Šaibānī, al-Ǧāmi' aṣ-ṣaġīr (a. R. von Abū Jūsuf, ḫarāg, Bulaq 1302) 82,32; vgl. auch Ṭabarī, Glossar s. v.

5) Ibn al-Aṯīr, Nihāja, s. v. Die Nebenform nas' weist Dozy s. v. bei Azraqī 174,10 nach, gibt aber die Bedeutung ungenau mit „enceinte" an.

6) **Jacob**, Georg, **Jensen**, Hans, u. Hans **Losch: Das indische Schattentheater.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1931. (VIII, 156 S.) gr. 8°. = Das orientalische Schattentheater, hrsg. von G. Jacob u. P. Kahle, 2. Bd. RM 18 —.

Das indische Schattentheater[6].

Von M. Winternitz.

Die Idee zu diesem Buch, das über das indische Schattentheater Aufschluß geben soll, stammt von Georg Jacob, der sich um die Aufhellung der Geschichte des Schattentheaters schon so große Verdienste erworben hat. Von ihm ist auch die Einleitung über „Das Schattentheater innerhalb des indischen Kulturkreises" geschrieben, die zugleich als Ergänzung zu desselben Verfassers „Geschichte des Schattentheaters im Morgen- und Abendland", 2. Auflage, Hannover 1925, anzusehen ist. Die von dem Verfasser nach R. Pischel, H. Lüders und Sten Konow angeführten ältesten Zeugnisse für das Schattentheater in Indien sind allerdings höchst zweifelhaft. Daß die Sitabenga-Höhle als Schattentheater gedacht war, ist eine reine Vermutung, die ebenso schwach begründet ist wie die Annahme, daß *ruppa-rūpaka* in Therīgāthā, *rūpopajīvana* in Mahābhārata XII und *rūpopajīvin* in Varāhamihiras Bṛhatsaṃhitā sich auf das Schattenspiel beziehen. Gegen die Vermutung, daß das Mahānāṭaka[1] ein Schattenspiel ist, habe ich schon früher (ZDMG 74, 1920, S. 142 und Geschichte der indischen Literatur III, 646) Bedenken geäußert. Jetzt hat S. K. De (Indian Hist. Quarterly VII, 1931, 543ff.) wohl endgiltig gezeigt, daß die Hypothese nichts für sich hat. Er macht es wahrscheinlich, daß es vielmehr eine Art Yātrā für die Gebildeten ist. Schon B. Laufer[2] und A. B. Keith[3] haben das Vorhandensein des Schattentheaters in Indien bestritten. Keith läßt nur das jinistische Drama Dharmābhyudaya von Meghaprabha als Schattenspiel gelten. S. K. De (a. a. O.) geht noch weiter und spricht selbst diesem Drama den Charakter eines Schattenspieles ab, da in der hier vorkommenden Bühnenanweisung: „Aus dem Inneren des Vorhangs ist nun eine ein Asketengewand tragende Puppe (*putraka*) aufzustellen", von einer Puppe und nicht von einer Schattenfigur die Rede sei. Nun, ich glaube, daß auch eine Lederfigur, wie sie beim Schattentheater nach dem Zeugnis des Nīlakaṇṭha im 17. Jhrh. verwendet wurden, durch *putraka* bezeichnet werden kann. Da das Dhar-

1) Daß dieses schon von Ānandavardhana zitiert wird und vor 850 n. Chr. entstanden sein müsse (Geschichte der indischen Literatur III, S. 242), ist ein Irrtum. Die Zitate sind anonym und das Mahānāṭaka ist voll von Plagiaten. Eine Rezension des Werkes kann schon im 11. Jahrh. bestanden haben, aber sicher bezeugt ist das Werk erst für das 14. Jahrh. Vgl. S. K. De, Ind. Hist. Quart. VII, 1931, p. 541f.

2) Chinesische Schattenspiele, übersetzt von Wilhelm Grube ... eingeleitet von Berthold Laufer (Abh. der Bayer. Akad. d. Wissenschaften, Philos.-philol. Kl., XXVIII. Bd., 1915, S. XIIf.). Das Drama Dharmābhyudaya war Laufer noch nicht bekannt.

3) The Sanskrit Drama, Oxford 1924, pp. 53ff., 269f.

mābhyudaya ausdrücklich als *chāyānāṭyaprabandha*, d. h. „Schattenbühnenwerk" bezeichnet wird, und da die Bühnenanweisungen, besonders wo es sich um Göttererscheinungen handelt, sehr ausführlich sind, muß es sich doch wohl um eine Art Schattenspiel handeln.

Es sind nur wenige Dramen in der indischen Literatur, die sich *chāyānāṭaka*, was wörtlich „Schattendrama" bedeutet, nennen. Seitdem H. H. Wilson dieses Wort durch „the shadow or outline of a drama" wiedergegeben hat, hat man zwar versucht, den Terminus auf verschiedene Weise zu übersetzen. Monier Williams gibt in seinem „Sanskrit Dictionary" die Bedeutung: „A small drama or one imitative of another". Jetzt meint S. K. De, daß *chāyānāṭaka* „a *chāyā* or adaptation of existing works on the subject for a particular purpose" bedeutet. Mir scheinen alle diese Erklärungen recht gezwungen. Ich halte es doch für einfacher und richtiger, mit Pischel und den Herausgebern des vorliegenden Buches diese Dramen als eine Art von „Schattenspielen" aufzufassen.

Das älteste Chāyānāṭaka, das wir besitzen und datieren können, ist Subhaṭas Dūtāṅgada aus dem 13. Jahrh. G. Jacob hat, nachdem er noch in hohem Alter Sanskrit gelernt, zuerst eine als Entwurf für eine Aufführung gedachte freie poetische Wiedergabe dieses Stükkes veröffentlicht[1]. Jetzt gibt er in dem vorliegenden Bande eine genaue philologische Prosaübersetzung dieses Dramas. Von dem schon erwähnten jinistischen Drama Dharmābhyudaya, dessen Zeit unbestimmt, das aber gewiß nicht alt ist, gibt Hans Jensen eine erstmalige Übersetzung. Ein Spezialist im Chāyānāṭaka war Rāmadeva, der im 15. Jahrh. drei Chāyānāṭakas schrieb: Pāṇḍavābhyudaya, Subhadrāharaṇa und Rāmābhyudaya. Hans Losch gibt Text und Übersetzung des letzteren und Inhaltsangaben der beiden ersten Stücke. Er gibt auch eine Inhaltsangabe des von einem unbekannten Verfasser stammenden Haridūta[2], trotzdem es sich selbst nur als Nāṭaka bezeichnet und gar kein Grund vorliegt, es zu den Schattenspielen zu rechnen.

Wir haben allen Grund, Georg Jacob und seinen Mitarbeitern für das in diesem Werk zusammengetragene Material dankbar zu sein, aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Rolle, die das Chāyānāṭaka in der indischen Literatur spielt, eine sehr fragliche ist. Aus den vorliegenden Dramen können wir uns von der Aufführung gar keine Vorstellung machen. Schattenspielfiguren, wie wir sie aus Java, China, Ägypten und der Türkei besitzen, haben sich in Indien bisher nicht gefunden. Die dramaturgische Sanskritliteratur schweigt vollständig über das Chāyānāṭaka, es fehlt in den Listen der Rūpakas und Uparūpakas und wird auch sonst in der Literatur nicht erwähnt. Die Dramen selbst unterscheiden sich nur wenig von anderen indischen Dramen. Am meisten noch das Dharmābhyudaya durch seine ausführlichen, episch gehaltenen Bühnenanweisungen. Aber auch dieses Drama beginnt mit dem üblichen Vorspiel in Form eines Dialogs zwischen Schauspieldirektor und Schauspieler, und der Schauspieldirektor sagt: „Bereit gemacht hat sich, um die Rolle des Königs Daśārṇabhadra zu spielen, unser Schüler namens Priyaṃkara". Die Hauptrolle wird also offenbar von einem lebenden Schauspieler gespielt. Auch im Rāmābhyudhaya übernehmen die Brüder des Schauspieldirektors, also wirkliche Schauspieler, die Rollen von Citraratha und Citrāṅgada. Die Bühnenanweisungen unterscheiden sich in keiner Weise von denen in anderen Dramen. Insbesondere wird wiederholt das Verbum *nāṭayati*, „mimisch darstellen", gebraucht (*romāñcam nāṭayati* u. dgl.), was auf Schattenfiguren wenig paßt. Jacob hebt als charakteristisch für das Schattenspiel das Vorkommen von Bildern hervor, die auf der Menschenbühne schwer darzustellen wären, die grotesken Gestalten, vielköpfigen und vielarmigen Ungeheuer, seltsame Verwandlungen und prächtige Aufzüge, wie Hochzeiten, Gesandtschaften, Thronbesteigungen usw. Aber solche Szenen fehlen auch in den klassischen Dramen nicht und sind insbesondere in den dem Bhāsa zugeschriebenen Dramen häufig. Ein starkes Argument für das Vorhandensein des Schattenspiels in Indien scheint das javanische Schattenspiel zu sein, das zumeist indische Stoffe behandelt. Aber es sind doch eben nur die dem indischen Epos entnommenen Stoffe, die in die sagenhafte Geschichte Javas wahrscheinlich längst aufgenommen worden waren, bevor die Schattenspiele entstanden. Im wesentlichen sind es nur die Namen, die an das indische Epos erinnern. Die Mahābhārata-Legenden von Vyāsa sind z. B. in dem javanischen Lakom Abijāsa kaum wiederzuer-

1) Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1931. Eine englische Übersetzung von L. H. Gray war schon 1912 im Journal of the American Oriental Society 32, 58ff. erschienen.

2) „Haridyūta", wie Jacob S. 8 und Losch S. 77 lesen, ist selbstverständlich nur eine falsche Schreibung für „Haridūta", das ebenso zu erklären ist wie „Meghadūta". Haridyūta würde auch nicht „Haris Spiel", sondern „Haris Würfelspiel" bedeuten, was natürlich keinen Sinn hätte. Warum Konow (Das indische Drama, S. 91) es unter den Chāyānāṭakas aufzählt, ist nicht klar.

kennen[1]. So ist es doch recht fraglich, ob das javanische Schattenspiel aus Indien stammt und ob nicht doch eher an China als Ausgangspunkt für die Wanderung des Schattentheaters zu denken ist, wie B. Laufer[2] annimmt. Auf jeden Fall ist das, was wir über das indische Schattentheater aus den vorhandenen Materialien entnehmen können, äußerst dürftig, wenn wir etwa damit die reichlichen Nachweise über das javanische, das chinesische oder das arabisch-ägyptische Schattentheater vergleichen. Nicht eine Spur von Schattenfiguren hat man, wie gesagt, bisher in Indien gefunden (die Bilder auf den Tafeln des vorliegenden Bandes stammen aus Java, Bali und Lombok) und das Chāyānāṭaka bleibt vorläufig noch ein Rätsel. Wir können mit dem verdienten Erforscher des Schattenspiels nur hoffen, daß der vorliegende Band „einen wertvollen Anfang darstellt" und den Anstoß zu weiteren Forschungen über das indische Schattentheater geben wird.

Besprechungen.

Allgemeines.

Senn, Dr. med. Ernst: **Theodor Bilharz. Ein deutsches Forscherleben in Ägypten, 1825—1862.** Stuttgart: Ausland und Heimat Verlagsgesellschaft 1931. (76 S., 3 Taf.) gr. 8°. = Schriften des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart. Reihe D: Biographien und Denkwürdigkeiten. Band 5. Geh. RM 3 —; geb. 4 —. Bespr. von Ludwig Keimer, Kairo.

Der Verf. gibt eine ausgezeichnete Biographie von Dr. Theodor Bilharz, dem großen aus Sigmaringen stammenden Arzt, der von 1850—1862 in Kairo lebte, dort den Erreger der nach ihm benannten Krankheit (Bilharzia) entdeckte und, nur 37 Jahre alt, vom Typhus dahingerafft wurde.

Die Biographie zerfällt in folgende Abschnitte: „In Europa. Jugend und Studienzeit"; „In Ägypten: Amtliche Stellung und ärztliche Tätigkeit"; „Privates Leben und Menschentum"; „Letzte Reise und Tod"; „Die wissenschaftliche Leistung"; „Bilharzia haematobia und Bilharziosis"; „Sonstige Helminthen-Forschung"; „Zitterwels"; „Sonstige biologische Tätigkeit"; „Landeskunde und Ägyptologie"; „Zur Psychologie des Charakters". Die Tafelabbildungen geben u. a. zwei Porträts von Th. B., ein Porträt von Soliman Pascha, dem treuen Beschützer und Freunde, und von dessen Palaste, in dem Th. B. starb, ferner die Photographie eines Originalmanuskriptes und endlich das Grab in Altkairo bzw. die aufgerichtete Grabplatte am Tage der Exhumierung.

Senns Arbeit ist nicht nur ein Buch, das für Mediziner geschrieben ist, sondern jeder, der sich für Ägypten interessiert, wird darin eine erstaunliche Fülle des Wissenswerten über das Ägypten der Zeit zwischen Mohammed Ali und Ismail Pascha finden, jener längst verklungenen, uns heute patriarchalisch anmutenden Epoche.

Bossert, Dr. H. Th.: **Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker**, in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten hrsg. Band III und IV. Berlin: Ernst Wasmuth A.G. 1930 (VIII, 434 S., 28 Taf. u. viele Abb.; VIII, 431 S., 28 Taf. u. viele Abb.). 4°. Je RM 42—. Bespr. von Robert Schmidt, Berlin.

In kurzem zeitlichen Abstande sind diese beiden Bände des großangelegten Werkes sich gefolgt. Der dritte Band wird gerade für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sein: er behandelt die Hochkulturen des asiatischen Kontinents. Der Herausgeber (Bossert) hat es unternommen, auf wenigen 36 Seiten das prähistorische Kunstgewerbe Vorder- und Hinterindiens sowie der drei ostasiatischen Reiche zu schildern. Die Ergebnisse für die sog. „Indus-Kultur" sind — wie nicht anders möglich — sehr spärlich und eine Chronologie sehr hypothetisch; erheblich reicher sind die Funde in Ostasien, wo sowohl für China wie für Japan bestimmte Kulturperioden mit ziemlicher Sicherheit festgelegt werden können. Den künstlerischen Höhepunkt bildet hier die erstaunlich edle, bemalte Keramik des chinesischen Neolithikums, die wir den Grabungen J. G. Anderssons in Kansu verdanken. Dieser prähistorischen Einleitung folgt eine Geschichte des ostasiatischen Kunstgewerbes von Martin Feddersen. Soweit es der leider sehr gedrängte Raum zuließ — dies Bedauern muß man auch bei den weiteren Beiträgen ständig wiederholen — hat Feddersen seine Aufgabe vorzüglich gelöst. In sorgsam abwägender Schilderung gibt er einen klaren Überblick über dies gewaltige Gebiet. Daß hierbei in China die Keramik den Löwenanteil erhält, ist bei dem Sonderinteresse, das die Forschung, speziell die europäische, diesem glänzenden Zweig der chinesischen Handwerkskunst bisher gewidmet hat, wohl verständlich. Aber auch den anderen Zweigen des Kunstgewerbes, der Metallkunst, der Seidenweberei, dem Lack wird der Verfasser nach Möglichkeit gerecht. Das japanische Kunstgewerbe hätte m. E. eine ausführlichere Behandlung verdient, auch wenn heute das Interesse daran zugunsten der chinesischen Frühzeit stark in den Hintergrund gedrängt ist. Der dritte große Abschnitt ist dem Kunstgewerbe Süd- und Hochasiens gewidmet. Ernst und Rose Lenore Waldschmidt haben ihn geschrieben. Mit großer Vorsicht gehen sie an ihre Aufgabe heran, deren Lösung sich z. Zt. noch fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstemmen, da die historische Forschung hier noch in den Kinderschuhen steckt und es fraglich erscheint, ob

1) Vgl. H. Bohatta, Das javanische Drama in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 35, 1905, S. 287ff.

2) Chinesische Schattenspiele, S. VIII.

eine Trennung des einheimisch-altindischen Stiles, der Fremdformen und der Mischformen, die den letzten Jahrhunderten ihren Stempel aufgedrückt haben, überhaupt einmal restlos gelingen wird. Mit diesem freimütig eingestandenen Vorbehalt behandeln die Verfasser zuerst Vorderindien, indem sie für das Altertum die zeitlich und landschaftlich nur beschränkt auszuwertenden Grabungsfunde heranziehen und weiter die Plastik, die Malerei und die zeitgenössische Literatur für die einzelnen kunstgewerblichen Gebiete verwerten. Das Mittelalter und die Neuzeit Vorderindiens wird dann nach technologischen Gesichtspunkten behandelt, wobei den Metallarbeiten und Textilien die ihnen gebührende Vorzugsstellung eingeräumt wird. In den folgenden Kapiteln werden die rings um Vorderindien sich gruppierenden und mehr oder weniger kulturell und künstlerisch von dort beeinflußten Landschaften einer kunstgewerblichen Übersicht unterzogen, meist nur auf wenigen Seiten; lediglich die hinterindischen Reiche (Siam, Birma u. a.) sind etwas ausführlicher behandelt. Daß bei alledem dem an der Geschichte des europäischen Kunstgewerbes geschulten Historiker nicht recht wohl wird, liegt natürlich an der noch allzustarken Undurchsichtigkeit der geschichtlichen Entwicklungen.

Den letzten großen Abschnitt dieses dritten Bandes schrieb Eckhard Unger über das Kunstgewerbe des alten Orients. Ein gewaltiges Gebiet und ein Zeitraum von rund 4000 Jahren. Das auf etwa 46 Textseiten übersichtlich zu behandeln, ist sicherlich eine ungeheuer schwere Aufgabe. Daß sie gelöst worden wäre, kann ich nicht behaupten. Für den Laien, der sich z. B. von „Troja VIIa" wohl kaum eine ausreichende Vorstellung machen kann, geht die nach Materialien und darin wieder nach Einzeldingen (Dolch, Schwert, Keule, Axt, Glocke, Gewicht) aufgeteilte Betrachtung zu sehr durcheinander, um den angestrebten „roten Faden" auch nur einigermaßen deutlich erkennen zu lassen. Und dann noch eins: Gewiß, ein Topf ist hohl, aber nicht alles, was hohl ist, ist ein Topf! Das aber scheint doch die Auffassung Ungers zu sein, denn in allem Ernst behandelt er die Gefäße aus Gold, Silber und wertvollen Steinen als „Kunsttöpferei"! Es ist kein Druckfehler und keine einmalige Flüchtigkeit, sondern System! Das geht nicht, Herr Unger, das geht wirklich nicht!

Im vierten Bande behandelt Wilhelm A. von Jenny die Übergangszone zwischen Asien und Europa — das vorskythische Kunstgewerbe Rußlands und die Kaukasusländer —, sodann Hans Findeisen das Kunstgewerbe nordasiatischer Grenzlande, von Ostrußland durch Sibirien bis zu den Ainu. Dann schließt sich an ein großes Kapitel über das ägyptische Kunstgewerbe aus der Feder von Walther Wolf; wieder nach technologischen Gesichtspunkten geordnet, sehr klar und übersichtlich geschrieben. Besonders gut die vielen, gerade hier notwendigen Ausführungen über den jeweiligen Werkstoff und seine technische Bearbeitung. Unsere bisher sehr geringen Kenntnisse über das phönizische, palästinensische und karthagische Kunstgewerbe sowie über die phönizischen Einflüsse in Spanien vermittelt Valentin Müller. Ganz ausgezeichnet das wichtige Kapitel Griechenland von Albert Ippel, in einem glänzenden, sehr bilderreichen, oft fast zu poetischen Stil. Die sehr starken orientalischen Einflüsse auf das griechische Kunsthandwerk werden immer wieder betont, ebenso aber auch ihre stete Überwindung durch den eigenen, griechischen Geist und Formwillen. Wenn man hier etwas auszusetzen hat, so ist das etwa die recht magere Behandlung der Waffenkunst, der Holzarbeit und vor allem der Textilkunst, die mit zwei Abbildungen und etwa fünf Zeilen Text abgespeist wird; hier wäre wohl die Weberei, Wirkerei und Färberei nach O. von Falkes Vorbild aus den Vasenmalereien gut zu rekonstruieren gewesen. Dann folgt das Kunstgewerbe der römischen Kaiserzeit von Friedrich Matz, eingeteilt in die drei Abschnitte der frühen, der mittleren Kaiserzeit und der Spätantike. Matz stellt seine Ausführungen stark kunstphilosophisch ein; er operiert fast allzusehr mit stilistischen Auseinandersetzungen und Formanalysen, zum Teil nach Riegl's Vorbild. Die frühe Kaiserzeit ist ihm die letzte, keiner weiteren Entwicklung mehr fähige Zuspitzung der griechischen Kunst. Die entscheidende Wandlung vollzieht sich im Lauf der 1. Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. In der mittleren Kaiserzeit — von Nero bis Aurelian — beginnt die Spätantike im weiteren Sinn; der plastische Rationalismus, der sich im augusteischen Stil mit dem italisch-bodenständigen optischen Positivismus paarte, weicht jetzt einer entrationalisierten Entstofflichung, unter orientalischen (syrischen) Einflüssen und mit Aufnahme barbarischer Elemente. In der eigentlichen Spätantike — von Diokletian bis Justinian — erfahren die Formprinzipien eine wesentliche Veränderung; es ist eine „Übergangsperiode, die am Ende der ganzen Antike steht und deutlich vorwärts und rückwärts weist". Viele scharfsinnige Einzelbeobachtungen versuchen einen Überblick über diesen

äußerst verwickelten Zeitraum mit seinen kosmisch-transzendentalen Ideen zu geben, ohne daß doch m. E. ein völlig klares Bild sich herausschält.

Kurzen Andeutungen, die der Herausgeber Helmuth Th. Bossert über das altarabische und altabessinische Kunstgewerbe beisteuert, folgt als Endkapitel das islamische Kunstgewerbe, von dem während der Arbeit zu früh verstorbenen Wiener Gelehrten Heinrich Glück in vortrefflicher Weise klargelegt. Im Gegensatz zu den meisten bisherigen Behandlungen dieses Gebietes hat Glück nicht eine Einteilung nach Techniken gewählt, sondern nach Ländern, bzw. Dynastien, um den Anteil der drei im wesentlichen als Träger des islamischen Kunstgewerbes erscheinenden Völker, der Araber, Türken und Perser, herauszuheben. Die letzten Abschnitte dieses Kapitels, die dem maurischen Westen, Persien unter den Safawiden und der Türkei unter den Osmanen gewidmet sind, hat Ernst Kühnel mit angleichendem Takt hinzugefügt.

Ausstattung und Bildmaterial sind in beiden Bänden wiederum mustergiltig; der Verlag hat gehalten, was er versprochen hat. Es ist dringend zu wünschen, daß die Schwierigkeiten, in die der Verlag geraten ist, die Vollendung dieses wirklich vortrefflichen Werkes, dessen zwei letzte und nicht unwichtigste Bände noch ausstehen, nicht illusorisch machen.

Bernheimer, Richard: **Romanische Tierplastik und die Ursprünge ihrer Motive.** München: F. Bruckmann 1931. (VII, 184 S., 155 Abb. auf 50 Taf.) 4°. Lw. RM 35 —. Bespr. von Valentin Müller, Bryn Mawr/U.S.A.

Da der Titel des Buches nicht erkennen läßt, daß in ihm altorientalische Denkmäler behandelt sind, halte ich es für wichtig, an dieser Stelle auf B.s Arbeit hinzuweisen. Der Verfasser faßt seine Aufgabe so ernst und gründlich auf, daß er einen großen Teil seiner Untersuchung den Ursprüngen der Motive im Alten Orient widmet.

Am wichtigsten für den Orientalisten ist der zweite Abschnitt, der die einzelnen Motive systematisch durchgeht und etwa zwei Fünftel des gesamten Buches ausmacht. Zunächst geht B. auf die streng ornamentalen Formprinzipien, z. B. Symmetrie, selbst ein und führt richtig die sumerischen Beispiele an. Er möchte eine entscheidende Einwirkung der Architektur annehmen, worin ich ihm aber nicht folgen kann; denn es gibt sowohl symmetrische wie asymmetrische Architektur, z. B. die minoische; die altmes. zeigt auch gerade keine besondere Neigung zur Symmetrie und keine beschränkten, genau abgemessenen Schmuckflächen, sondern — El Obeid — Friese. Eher könnte man den Ursprung der symmetrischen Gruppe im Geräteschmuck, für den B. gerade Reihenmotive annimmt, in den geschlossenen Feldern des Schaleninneren — Susa — oder des Rundsiegels suchen, jedoch ziehe ich es vor, diese Prinzipien als den einzelnen Kunstgebieten vorgegeben in das „Kunstwollen" zu verlegen. Ganz stimme ich aber mit ihm darin überein, daß das Auftreten der antithetischen Gruppe außerhalb Vorderasiens auf Entlehnung und nicht auf spontaner Neuentstehung beruht. Es folgt das Lebensbaummotiv, d. h. die Gruppierung zweier Tiere um einen Baum, wobei der Wechsel der Tiere im Verlauf der Entwicklung, Gazellen, Sphinxe, Vögel usw., gut dargelegt wird. Entstanden möchte sich B. das Motiv aus einem in Ur gefundenen denken, bei dem der Baum das Tier kreuzt. Ich möchte hier lieber Parallelismus zweier Prinzipien, der Symmetrie und der Verschränkung, annehmen, als eins aus dem anderen ableiten. Weiter: Motive aus den sumerischen Kampfsiegeln, vor allem „Gilgamesch" mit Tieren, die den schönen S-förmigen Schwung zeigen. Ob dieser freilich inhaltlich motiviert ist, indem sich die Tiere nach ihrem Verfolger umsehen, und nicht vielmehr rein ornamental, scheint mir zweifelhaft. Auch hier ist die Verfolgung der verschiedenen Tiere durch die verschiedenen Kunstkreise, Mesopotamien, Iran, klassische Antike, Sassaniden, ein wertvoller Beitrag. Dann zwei Tiere mit gemeinsamem Kopf, Doppeladler und Löwenadler, das Tierkampfmotiv, das Tier als Säulenträger, Vogel mit Beutetier, einzelne Fabelwesen wie Mensch mit mit Tierkopf, Flügellöwe und -stier, Stiermensch, Greif, zu dem jetzt Staples bei P. L. O. Guy, New Light from Armageddon 49ff. zu vergleichen ist. Zu der Sirene, die ihre beiden Schwänze mit den Händen in die Höhe hält, möchte ich die Frage aufwerfen, ob das wahrscheinliche, von den mittelalterlichen Künstlern mißverstandene Vorbild, die Halbfigur der Erde mit Girlande, nicht mit dem Motiv der Gewand-haltenden kleinasiatischen Göttin zusammenhängt, das ich Athenische Mitteilungen Bd. 43, 153ff. behandelt habe. Der letzte Paragraph beschäftigt sich mit dem Einhorn. B. nimmt auch hier ein orientalisches Vorbild an, führt jedoch keine Darstellung auf. Mir scheint die Ableitung sicher, aber das Vorbild noch zu finden. Der Hinweis von O. Keller, Die antike Tierwelt I 415ff. und neuerdings von Blunt, Antiquity IV, 425ff., auf die vielen einhörnigen Wiedergaben von in Natur zweihörnigen Tieren dürfte nicht zwingend sein, da die betreffenden Künstler genau wußten, daß sie das zweite Horn aus stilistischen Gründen unterdrückten; aber auch die Laien konnten es nicht in ihnen erkennen, da es sich um ganz normale Tiere, Stiere u. a., handelt und nicht um das von ihnen erwartete Fabeltier. Aber solche kleinen Ausstellungen mindern den Wert des reizvollen und nützlichen Buches nicht im geringsten.

Ägyptologie.

Medinet Habu. Vol. I: Early Historical Records of Ramses III. Vol. II: Later Historical Records of Ramses III. By the Epigraphic Survey. Field-Director: Harold Hayden Nelson. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press 1930/32. (XVIII, 10 S. Text, 54 Taf. u. Taf. 55—130.) 48 : 60 cm. = The University of Chicago. Oriental Institute Publications. Vol. VIII u. IX, ed. by J. H. Breasted and Th. G. Allen. $ 22 — u. 30 —. Bespr. von A. Scharff, München.

Den Anzeigen der Vorberichte der großen amerikanischen Unternehmung am Tempel von Medinet Habu (s. OLZ Jahrg. 35, Sp. 182 und 553) darf ich hier einen Bericht über die beiden

ersten Bände der endgültigen Veröffentlichung folgen lassen, deren rasches Erscheinen den amerikanischen Kollegen alle Ehre macht. War bei den Anzeigen der Vorberichte unser Interesse naturgemäß in erster Linie auf die neuen Ergebnisse der im gleichen Rahmen sich abspielenden, von U. Hölscher glänzend durchgeführten Ausgrabung gerichtet gewesen, so gilt es jetzt, die epigraphische Seite der Unternehmung ins rechte Licht zu setzen; ihr Werk allein sind die beiden vorliegenden Foliobände. Breasted, der Gebieter über ein ganzes Netz von Ausgrabungen und sonstigen archäologischen Unternehmungen größten Stils, die sich von Ägypten über Palästina, Kleinasien, Mesopotamien bis hin nach Persien erstrecken, bezeichnet in seinem Vorwort als eigentliche Aufgabe die Anknüpfung an die großen beschreibenden Denkmälersammlungen, wie sie Champollion, Rosellini und Lepsius in der ersten großen Zeit unsrer Wissenschaft eingeführt haben. Diese jedem Fachmann wohlbekannten Riesenfolianten, denen wohl zum Leidwesen mancher Benutzer die neuen Bände an Unhandlichkeit kaum nachstehen, haben auch heute noch ihren unschätzbaren Wert, weil sie uns Denkmäler aufbewahrt haben, die jetzt zerstört sind, aber in vieler Hinsicht sind sie dringend erneuerungsbedürftig. Nicht nur daß unsere Wissenschaft selbst an allen Ecken weiter fortgeschritten ist, ganz besonders groß sind die Fortschritte in der Reproduktionstechnik, und wenn heute der Gelehrte mit Fug und Recht größere Genauigkeit etwa bei Hieroglyphenformen erwartet, als sie Lepsius und seine Zeichner vor 80 Jahren bieten konnten, so ist vor allem die heutige Technik in der Lage, diesen Forderungen weitgehend gerecht zu werden. Gerade auf diese technischen Vervollkommnungen der neusten Zeit gründete Breasted sein Projekt: es sollen sämtliche Bilder und Inschriften an den in Ägypten vorhandenen Tempeln in denkbar getreuen Wiedergaben ausführlich publiziert werden. Dieser auf sehr lange Sicht angelegte Plan verdient die volle Anerkennung und den Dank unsrer Wissenschaft, und jeder von uns, der sich einmal vergeblich nach einer zusammenhängenden, brauchbaren Publikation irgendeines Tempels des NR oder der Spätzeit gesehnt hat, wird dem Chicago-Unternehmen von Herzen Glück und Segen auf seinem Wege wünschen. Zu verwirklichen ist ein solcher Gigantenplan nur da, wo sehr reichliche Mittel zur Verfügung stehen. Diese fließen dem Oriental Institute in Chicago in ganz besonders üppigem Strome offenbar auch heute noch zu, so daß die epigraphische und archäologische Arbeit auch in diesen schweren Zeiten noch voll im Flusse ist. Als erstes Objekt zur Verwirklichung des gewaltigen Planes ist der Tempel von Medinet Habu, der Totentempel Ramses' III. (ca. 1200—1168 v. Chr.), im Süden der thebanischen Westseite gelegen, auserkoren worden. Nach Beendigung der Arbeiten an Ort und Stelle, die von 1924—31 dauerten, ist neuerdings der Tempel Ramses' III. in Karnak in Angriff genommen worden, so daß also zunächst die Denkmäler dieses Königs gesammelt zur Darstellung gebracht werden.

Der Leiter der Arbeiten in Theben ist H. H. Nelson, dem Prof. W. F. Edgerton, Dr. J. A. Wilson, Dr. K. C. Seele und Dr. S. Schott als tüchtige Epigraphiker zur Seite stehen, außerdem eine Reihe von Malern, Zeichnern und Photographen, deren Namen in der Publikation aufgeführt sind. Nelson hat die knappe, aber alles Wichtige berührende Einleitung im I. Bande verfaßt. Die Einleitung gibt eine gute Übersicht über die beabsichtigte und die geleistete Arbeit, über die Geschichte des Tempels und die in den beiden Bänden mitgeteilten Bilder und Inschriften; auch greift sie bereits mancherlei Einzelfragen heraus, deren Gesamtbearbeitung künftigen Bänden kleineren Formats vorbehalten ist. Da die 130 Tafeln den wesentlichen Bestand der beiden Bände ausmachen, interessiert uns zunächst ihr Herstellungsverfahren am meisten, das Nelson anschaulich schildert. Die Tafeln sollen photographische Treue des Originals mit klarer zeichnerischer Linienführung und äußerster epigraphischer Genauigkeit vereinen. Zunächst wird die Photographie hergestellt; auf jedem Abzug werden dicht vor dem Original vom Zeichner sämtliche Umrißlinien nachgezeichnet; durch ein chemisches Verfahren wird der so nachgezeichnete Abzug derart behandelt, daß alles Photographische verschwindet und nur die Linien des Zeichners übrig bleiben, d. h. also eine Strichzeichnung, die im Gegensatz zu den meisten bisherigen wirklich photographische Treue besitzt. Von jeder Zeichnung werden nun, in kleinere Ausschnitte zerlegt, Blaupausen angefertigt, die von zwei bis drei Epigraphikern vor dem Original nachgeprüft und nötigenfalls verbessert werden; auf diesen Pausen werden auch alle beobachteten epigraphischen, sprachlichen oder archäologischen Einzelheiten notiert, aus denen später die angekündigten Textbände entstehen sollen. Erst nach erfolgter mehrfacher Überprüfung und Berichtigung durch den Zeichner werden die Zeichnungen für druckreif erklärt. Fürwahr ein wohl ausgeklügeltes, umständliches Verfahren, das aber bei gewissenhafte Drurchführung die größtmögliche Sicherheit für genaueste Wiedergabe des Originals ge-

währleistet, jedenfalls weit mehr als es bisher die einfache Photographie, die gepauste oder gar freihändige Zeichnung oder der höchst unvollkommene, weil stets knitternde und leicht zerreißbare Abklatsch bieten konnten.

Der Eindruck der fertig gedruckten Tafeln ist der übliche der Strichzeichnung, nur daß man bei ihnen auf Grund der geschilderten Entstehung das Gefühl viel größerer Sicherheit gegenüber dem Original als sonst hat. Es scheint mir auch sehr gut, daß alle Beschädikungen an den Reliefs, ebenso auch etwaige goptische Zutaten, Besucherkritzeleien und dgl., in den Tafeln getilgt sind; es soll eben nur das gezeigt werden, was von dem ursprünglichen Relief zu sehen ist. Lediglich die Ränder der einzelnen Baublöcke sind dünn gestrichelt angedeutet. Freilich ist den technisch so raffinierten und auf größte sachliche Klarheit abgestellten Wiedergaben ein wesentlicher Zug verlorengegangen: ihr künstlerischer Gehalt, der sehr wesentlich im Zusammenklang der Darstellung mit dem Stein liegt und den allein eine gute Photographie wiedergeben kann. Angesichts des Dargebotenen mag der folgende Wunsch vielleicht maßlos klingen: wenn schon in so großzügiger Weise publiziert werden soll, dann müßte man weit mehr richtige Photographien beigeben, auf denen sich auch Einzelheiten erkennen lassen. Das Ideal wäre m. E. gewesen, jedes Bild in reiner Photographie und in der beschriebenen Linearzeichnung vorzuführen. Wenn sich dieser Wunsch auch nicht im ganzen durchführen lassen wird, so entnehmen die Herausgeber vielleicht hieraus die Anregung, in künftigen Bänden weniger mit Photographien zu sparen. Die vorhandenen Photographien sind allerdings meisterhaft. Hohes Lob gebührt auch den Farbtafeln, in denen Einzelheiten aus größeren Reliefs wiedergegeben sind und in deren Herstellung sich die Maler Bollacher, Canziani, Chubb und Longley teilen. Mit Recht weist Nelson in der Einleitung auf die besondere Wichtigkeit der meist nur in dunkleren Tempelgängen erhaltenen Farben hin, die einst sämtliche Reliefwände leuchtend bedeckten. Durch das genaue Aufnahmeverfahren hat sich ferner da und dort ergeben, daß das ursprüngliche Bild offenbar auf Wunsch des inspizierenden Oberbildhauers abgeändert worden war; als Beweis hierfür ist ein Schiff aus der Seeschlacht auf Taf. 40 C und D in beiden Fassungen wiedergegeben, von denen man der korrigierten wegen ihrer größeren Natürlichkeit sicher den Vorzug geben wird. Natürlich beschäftigt sich auch Nelson in der Einleitung mit dem Stil der Reliefs im allgemeinen und weiß zu deren Preis mancherlei anzuführen.' Genauere Stilanalysen und Einzelvergleiche mit den teilweise sicher kopierten Reliefs Ramses' II. (z. B. die Kampfszenen unter dem Palastfenster auf II, 127 vom Ramesseum!) werden hoffentlich in den Textbänden vorgelegt werden. Nelsons Urteil wird schon richtig sein, daß wir von der üblichen Geringschätzung der Kunst Ramses' III. zu einer besseren Wertung gelangen müssen, selbstverständlich unter voller Berücksichtigung des viel schlechteren Steinmaterials in Medinet Habu im Gegensatz zum Ramesseum oder gar dem Ramsestempel in Abydos. Hier möchte ich nur auf die vielfach weit freiere Wiedergabe der Kämpfer, insbesondere der Unterliegenden und auch der Gefangenen hindeuten, bei der man zuweilen eine ungezügelte, übertriebene Realistik empfindet, die den ähnlichen Szenen Ramses' II. noch nicht in dem Maße innewohnt. Sehr mit Recht weist auch Nelson auf die Gesichter mancher in der Seeschlacht ertrunkenen Feinde hin, die sich ebenfalls durch eine ungewohnte, herbe Realistik auszeichnen. Auch Nelsons Ausführungen über den Stil der großen historischen Inschriften, die in wunderbar klaren Tafeln grundlegend dargeboten werden, sollen in den Textbänden noch vielseitige Unterbauung finden; mit der Bezeichnung als teilweise geradezu „Mittelägyptisch" dürfte den Inschriften aber doch zu viel Ehre angetan sein, mögen sie auch noch so viele altertümliche Züge aufweisen. Im Grunde grollt man den Inschriften Ramses' III., weil sie uns, wie auch Nelson zugibt, allzu wenig Historisches bieten und den üblichen Lobhudeleien allzu breiten Raum gewähren. Wenn im folgenden nun noch einige Einzelheiten besprochen werden, so mögen die Herausgeber daraus ersehen, mit welchem Interesse ich die beiden Riesenbände durchgesehen habe; vielleicht kann aus dieser oder jener Bemerkung ein Nutzen für künftige Bände gezogen werden. Diese Hinweise wollen auf keinen Fall den Dank schmälern, den wir dem groß angelegten und großzügig durchgeführten Werke in reichstem Maße schulden.

Die Reihenfolge der Bilder und Inschriften ist die historische, und zwar enthält Band I die sicher bis zum 8. Jahr Ramses' III. datierten kriegerischen Ereignisse einschließlich der historischen Inschrift vom Jahr 8, der II. Band die späteren, d. h. die bis zum Jahr 11 datierten, also vor allem den zweiten Libyerkrieg, sowie alle nicht sicher datierbaren, ferner die symbolischen Siegesdarstellungen des Königs. Am Anfang jedes Bandes gibt eine Tafel die Tempelteile mit den auf sie entfallenden Tafelnummern schematisch wieder, so daß man den Platz jedes Bildes leicht auffinden kann. Erleichtert wird diese Auffindung durch die leider erst vom II. Bd. an jeder Tafel beigefügten Bemerkungen über den Ort, deren Fehlen den I. Bd. wesentlich unübersichtlicher gestaltet. — Vielen Benutzern wird sich wie dem Ref. ein Vergleich der Tafeln mit den entsprechenden im II. Teil des

Wreszinski'schen Atlas aufdrängen. Da Zweck und Ziel des Atlas in ganz anderer Richtung als bei der amerikanischen Publikation liegen, wäre es grundfalsch zu behaupten, die Medinet Habu-Tafeln des Atlas (II 110—160b) hätten mit Erscheinen der umfangreicheren Gesamtveröffentlichung des Tempels von ihrem Werte eingebüßt. Ihr außerordentlicher Wert liegt in der rein photographischen Wiedergabe der Bilder in einem warmen, braunen Ton, — die wenig zahlreichen amerikanischen Photos der Tempelreliefs haben bei aller Schärfe ein kalte, graue Farbe — der einen ästhetischen Genuß der Reliefs viel eher ermöglicht als die noch so genauen Strichzeichnungen der Amerikaner. Weiter bringt der Atlas textlich eine Fülle erklärender sachlicher Einzelheiten, die bis jetzt wenigstens dem amerikanischen Werke fehlen und manchem Benutzer gewiß erwünscht sind. Ein Vorteil der amerikanischen Publikation ist demgegenüber die absolute Vollständigkeit, die der Atlas nie erreichen kann, durch deren Fehlen aber dem Benutzer des Atlas oft die gewünschte Sicherheit hinsichtlich möglichster Vollständigkeit mangelt. So haben z. B. offenbar Burchardt und Koch, nach deren Expeditionsaufnahmen diese Tafeln des Atlas hergestellt sind, die westliche Außenwand des Tempels von Medinet Habu aufzunehmen versäumt, so daß der einzige, wenn auch sehr schlecht erhaltene Negerfeldzug Ramses' III. und der Anfang des ersten Libyerkriegs im Atlas fehlen (= Pl. 8—11 und 12—16 im I. Bd. der amerikanischen Publ.). Die schlechte Erhaltung gerade des Negerkriegs ist sehr bedauerlich, denn hier war anscheinend die Landschaft mit allerhand hübschen Einzelheiten dargestellt, auch ist die Verwendung von Angehörigen der Nordvölker mit dem bekannten Philisterkopfschmuck als ägyptische Hilfstruppen im fernen Süden bemerkenswert (Pl. 9). — Leider fehlt eine Photographie, die die Löwenjagd (Pl. 35) an der Tempelwand zwischen Land- und Seeschlacht gegen die Nordvölker eingeschaltet zeigt, sie steht bei Wreszinski als Taf. 114 a/b. Wreszinski hilft sich vielleicht mit Recht durch die Erklärung, daß die Löwenjagd möglicherweise wirklich in der Zeit zwischen der Land- und der Seeschlacht stattgefunden habe, wobei es allerdings auffallend wäre, daß Ramses III. im Jahre 1192 v. Chr. irgendwo in der Nähe der Mittelmeerküste, dem Gelände des Seevölkerkrieges, noch Löwen hat jagen können, eine Frage, deren Beantwortung den Zoologen überlassen bleiben muß. Wr.'s Erklärung steht in direktem Gegensatz zu Nelson's Darlegung auf S. 6, der dort gerade die Gleichzeitigkeit von Land- und Seeschlacht darzutun bestrebt ist und leider die Erwähnung der Löwenjagd in diesem Zusammenhang unterläßt. Diese Löwenjagd Ramses' III. bleibt übrigens trotz aller Begeisterung für die Medinet Habureliefs künstlerisch eins der schwächsten Bilder, so unerhört für derartige Reliefs die Gegenbewegung des sich auf dem Wagen umdrehenden Königs ist; leider ist dieser wesentlichste Bildteil mit dem — wie später auf assyrischen Reliefs — von hinten anspringenden Löwen fast völlig zerstört. Sehr dankbar sind wir den Herausgebern für die große und genaue Wiedergabe der Jagd auf Gazellen und Wildesel (Pl. 116 im II. Bd., im Atlas in kleiner Phot. auf Taf. 114 B), zu der man sich nur auch wieder eine gute Phot. wünscht, wie sie der auf derselben Wand unterhalb dargestellten und daher leichter aufzunehmenden herrlichen Wildstierjagd (Pl. 117 und 130) mitgegeben ist. Davon daß diese beiden Jagdbilder zur Zeit, als der Palast Ramses' III. in voller Höhe dastand, so gut wie überhaupt nicht zu sehen waren, wird gewiß noch in einem der Textbände die Rede sein. — Pl. 62 (von hier an alles im II. Bd.) ist von den Amerikanern als „Parade", also sehr allgemein beschriftet, während Wreszinski im Atlas II 134/5 in derselben Szene ohne zwingenden Grund den Auszug zum zweiten Libyerkrieg sehen will. Die vorsichtigere amerikanische Deutung ist hier wohl mehr am Platze. — Pl. 78 = Atlas Taf. 143/4 zeigt als Merkwürdigkeit einen libyschen Gefangenen, dessen Handschelle die Form eines gestreckt galoppierenden Löwen hat. — Auf Pl. 88 ist der Name der Festung Tunip deutlich zu lesen, während die entsprechende Tafel des Atlas II, 151/2 von einer namenlosen Festung handelt; an so einem Fall zeigt sich die zeichnerische Überprüfung der Photographie vor dem Original in ihrem vollen Wert. — Pl. 109, die Inspektion der Pferde durch den König, fehlt im Atlas; die gestaffelt aufgestellten, in einer Art Vogelperspektive gesehenen Pferde, die offenbar durch das Blasen des dabeistehenden Trompeters scheu geworden und von den sich vor dem König verbeugenden Leuten nur schwer zu halten sind, gehören zum Besten der Medinet Habureliefs, eine meisterhaft der Natur abgelauschte Szene; wundervoll ist die farbige Wiedergabe der Pferdeköpfe auf Pl. 110. — Das einzige mir aufgefallene Mehr des Atlas an historischen Darstellungen sind die Bilder vom Hohen Tor (Atlas II 159/160 B), die eigentlich in den II. Bd. der amerikanischen Publikation hineingehört hätten. Da sie nirgends erwähnt werden, sind sie wohl einem andern Bande, der die sämtlichen Reliefs vom Hohen Tor zum Gegenstand hat, vorbehalten.

Hardy jr., Edward Rochie: **The large Estates of Byzantine Egypt.** New York: Columbia Univ. Press 1931. (162 S., 1 Taf.) 8°. = Studies in History, Economics and Public Law ed. by the Faculty of Political Science of Columbia University. Number 354. 15 sh. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Den Aufstieg des Großgrundbesitzes in Ägypten unter den oströmischen Kaisern und den Niedergang seit der arabischen Eroberung zu schildern ist die lohnende Aufgabe, die den Verf. gelockt hat. Mit vollem Recht stellt er die geradezu fürstliche Familie der Apionen in den Vordergrund, denn von ihr und ihren Gütern wissen wir mehr als von allen übrigen zusammengenommen. Der erste, der kenntlich wird — uns erscheint er als Gründer der Apionen-Dynastie — ist Apion, der nach wechselnder Laufbahn es bis zum Praefectus Praetorio brachte und gemäß der Richtung des Kaiserhofes sich aus einem Monophysiten zum Orthodoxen wandelte. Sein Sohn Strategios stieg unter Justinian zum Comes Sacrarum Largitionum auf, der Enkel Apion II im Jahre 539 sogar zum Konsulat. Das war freilich damals nicht viel mehr als eine leere Würde, aber doch noch immer die höchste im Reiche. Nach ihm hören wir nur noch von Strategios II und seiner Gemahlin Praejecta, von Apion III und Strategios III; zur Zeit der Perserherrschaft über Ägypten, 619—629, werden die Güter der Familie noch genannt. Dann sind sie ohne Zweifel mit den meisten anderen verschwunden, weil der Kalif die Zügel straff zog und keine Zwischengewalt zwischen sich und den Untertanen duldete.

Im 5. und 6. Jahrh. bestand Ägypten zum großen, wenn nicht zum größten Teile aus Kaisergut, Kirchengut und privatem Großgrundbesitz, und diese wirtschaftlichen Mächte waren oft und an vielen Orten stärker als die Staatsverwaltung. Was den Kaiserlichen Gütern und der Kirche zustand, ließen sich die Apionen und ihresgleichen nicht vorenthalten; ihre Beamten, ihre Truppen, ihre Post, ihre Steuererheber stellten den halbhörigen coloni gegenüber die wirkliche Macht dar, in der Tat einen Staat im Staate, dem Ergebnis, wenn auch nicht dem Ursprunge nach den Feudalherrschaften des europäischen Mittelalters vergleichbar.

Der Verf. beschreibt die Verwaltung dieser Großgüter und ihre Stellung in der Provinz auf Grund der Urkunden, indem er im wesentlichen das Bekannte zusammenfaßt, ohne zu neuen Ergebnissen von Bedeutung zu gelangen. Ein wirkliches Bild würde er freilich erst dann bieten können, wenn er in derselben Weise auf die Güter des Kaiserhauses und der Kirche einginge und von den Teilen zum Ganzen vorschritte.

Keilschriftforschung.

Genouillac, H. de: **Textes religieuses sumériens du Louvre.** I: (VI, 9 S., 81 Taf.); II: (III, 14 S. u. Taf. 82—173.) 4°. Paris: Paul Geuthner 1930/31. = Musée du Louvre. Département des Antiquités orientales. Textes cunéiformes Tome XV u. XVI. Je 160 Fr. Bespr. v. A. Falkenstein, Berlin.

Auf 173 Tafeln bringt de Genouillac Kopien von 98 sumerischen Texten religiösen Inhalts, womit der Bestand des Louvre an derartigen Tafeln der Allgemeinheit zugänglich gemacht sein dürfte. de G. hat sich durch diese umfangreiche Veröffentlichung, die durchweg sehr wertvolles Material bringt, allgemeinen Dank verdient. — Weitaus die Mehrzahl der Texte stammt aus dem Ende der altbabylonischen Zeit — neubabylonisch sind nur Nr. 11 und die bilinguen Nrn. 16, 42 und 82; Nr 96 stammt aus der Bibliothek Assurbanipals. Der Herkunftsort ist, da die Tafeln wohl sämtlich im Handel erworben sind, nur in wenigen Fällen bekannt. Die durchweg einsprachig-sumerischen Texte zeigen die charakteristischen Merkmale altbabylonischer Kopien, so vor allem die eine Zusammenstellung der Zyklen wesentlich erschwerende Gewohnheit, ohne besondere Notiz Tafeln inmitten des Kontexts beginnen zu lassen. Stichzeilen und Tafelbezeichnungen fehlen wie üblich. An Hand der oft sehr zahlreichen Duplikate läßt sich jetzt auch die sprachliche Zuverlässigkeit dieser Abschriften beurteilen. Bedauerlich ist die offensichtliche Gleichgültigkeit in der Behandlung der grammatischen Formantien, die den Wert dieser Texte für sprachliche Untersuchungen wesentlich herabdrückt. Verstehen läßt sich diese Tatsache ohne weiteres; den zweifellos akkadisch sprechenden Schreibern waren die Kategorien des Sumerischen nur in beschränktem Maße verständlich.

Aus der Fülle des gebotenen Materials, das einen guten Begriff von der Ausdehnung der sumerischen Literatur zur altbabylonischen Zeit gibt, können im folgenden nur wenige Einzelheiten herausgegriffen werden. Besondere Beachtung verdienen die epischen Stücke, die zum Lugalbanda-Zyklus [Nr. 24; 46(?)] und zur Serie Lugale ud melambi nergal (Nr. 72; 92) gehören. Nr. 63 enthält einen schon bekannten Schöpfungsbericht. Nr. 71, gewiß auch zu einem die Weltschöpfung behandelnden Zyklus gehörig, steht vorläufig noch allein.

Einen breiten Raum nehmen die Kultlieder für die Herrscher der 3. Dynastie von Ur und von Isin ein[1]. Schon bei oberflächlicher Betrachtung scheiden sich diese Texte in zwei Klassen: 1. die zahlreicheren „Hymnen", deren Inhalt sich im wesentlichen auf den Preis des deifizierten Herrschers beschränkt. Typische Beispiele dieser Art sind Nr. 44 und 48. Der Aufbau dieser Texte ist meist sehr einfach. In Nr. 48 findet sich eine ungegliederte, schematisch mit dem Schluß . . . . -me-en „. . . bin ich" gebildete Kette von 90 Zeilen. (Eine derartige Stelle spricht übrigens m. E. mit Evidenz gegen die von Witzel allzu zuversichtlich vorgetragene Strophentheorie). 2. in umfangreiche, aus mehreren Einzelliedern gebildete „Liturgien", die sich eng an das Schema der im Götterkult verwandten Kompositionen anschließen. Wie stark die Anlehnung ist, zeigt deutlich das Vorkommen so typischer Motive wie: „Die zerstörte Stadt" und vor allem die Verwendung des Emesal-Dialekts in einzelnen Abschnitten. Im allgemeinen erst gegen Ende stehen die Lieder, die dem Preis des Herrschers gewidmet sind. Aus inhaltlichen Gründen erklärt sich leicht, daß gerade diese Stellen mehrfach dem Typ der ersten Art nahekommen.

Ihre Erhaltung verdanken diese Texte einem bis zum Ende der altbabylonischen Zeit — viele Tafeln sind aus der Zeit Hammurabis und Samsuilunas datiert — lebhaften literarischen Interesse, das zur Sammlung der durch ihre kultische Verwendung ursprünglich lokal gebundenen Lieder führte. Ansätze zur Zusammenfassung, die etwa mit der allmählichen

1) Zwei Texte (Nr. 87 und 88) hat de G. in RA 25, 144f. bearbeitet. Dort auch eine (ergänzungsbedürftige) Bibliographie der Lieder für die Könige von Isin.

Sammlung der sumerischen Beschwörungen zu vergleichen wäre und dort zur serienmäßigen Vereinigung führte, sind spärlich[1]. Begreiflicherweise beschränkt sie sich auf die Texte der ersten Gruppe, da die Kompositionen der zweiten Art an sich schon sehr umfangreich sind[2].

An Einzelheiten seien noch hervorgehoben die ungewöhnlich lange Tamuzliturgie Nr. 40 und die große Götterliste Nr. 10, die hier in verbesserter Form vorgelegt ist.

In der Einleitung versucht de G. eine Bestimmung der Texte und verweist gelegentlich auch auf Duplikate aus früheren Veröffentlichungen.

Bemerkungen zu den Texten:

Nr. 8: Tamūzlied (aus 13 ki-šub-gú-Abteilungen bestehend). Zeigt starke, teilweise wörtliche Berührungen mit CT 15, 26—27 und CT 15, 30. Für Z. 64 ki-bi-da-gé i-dib nam-mir-ra gewiß in CT 15, 26, 1 richtiger ki-bad-du-gé i-dib naàm-ir-ra. Z. 72 noch CT 15, 26, 10 ab-sin na-ú-tu in áb-si(!)-in zu verbessern. Zu der an Göttternamen anschließenden litaneiartigen Aufzählung der Könige der 3. Dynastie von Ur und von Isin (Z. 198 bis 208) vgl. VS II Nr. 26 VII.

Nr. 9: Išmedagan-Liturgie. Wesentlich ergänzendes Duplikat zu UMBS 10, 2, Nr. 9 + UMBS 10, 4 Nr. 2 (bearbeitet von Witzel, Perlen sum. Poesie 3. Folge als Nr. 5).

Nr. 11: Klagelied für Marduk und Nabû. Zu Z. 21—35 ist die Vorderseite eines (unveröffentlichten) zweisprachigen Textes aus Babylon (Inv. Nr. 14487) Duplikat.

Nr. 14: Šulgi-Hymne. Duplikat zu UMBS 10, 2 Nr. 7.

Nr. 20: Zu Z. 6—47 ist VS X, Nr. 156 Duplikat.

Nr. 21: Bal-bal-e-Komposition (zu dieser Textklasse vgl. die Zusammenstellung Chieras in SRT S. 14) für Nannar. Dupl. zu SRT Nr. 9, 22 f.

Nr. 24: Zum sumerischen Lugalbanda-Epos gehörig. Dupl. zu UMBS 5 Nr. 16 und SRT Nr. 35 I 3f.

Nr. 31: Wegen Z. 12 ud-bi-a mušen-e ku_6-ra in-x̣x̣[. . .] und Z. 17 min-kám-ma-šè ku_6-e [. . .] vielleicht zu VS X Nr. 204 zu stellen. Ein ähnlicher Text auch UMBS 10, 2, Nr. 21.

Nr. 39: Enthält Prophezeiungen für fünf Jahre. S. z. B. Z. 21: iskim-da-mu-2-kám-ma ga-ra-ab-sum „ein Orakel für das zweite Jahr will ich dir geben!" Z. 34: giš-sar-me-a i-si-iš lá-lá (frei übersetzt) „lachende Gärten!" Vgl. dazu Landsberger, ZA NF 6, 298.

Nr. 40: Tamūzliturgie. Zu Z. 97—367 ist UMBS 10, 4 Nr. 11 Duplikat.

Nr. 42: 2. *nišḫu* der Serie ner-gál lú-è-ni (zu dieser Serie vgl. Langdon, Babylonian Liturgies S. 21). Schon in besserer Kopie von Thureau-Dangin in Tablettes d'Uruk als Nr. 57 veröffentlicht. Duplikat zu Langdon, a. a. O. Nr. 73 (s. AJSL 39, 285). Vs. und Rs. natürlich umzubenennen.

Nr. 45: Zu Z. 16—43 ist UMBS 1, 2 Nr. 103, zu Z. 17—23 auch SRT Nr. 30 Duplikat. Der Anfang dieser Komposition durch unseren Text wesentlich ergänzt. Vgl. die Zusammenstellung der zu diesem Epos gehörigen Texte in SRT S. 32f. und die Bearbeitung Chieras in AJSL 39, 40 f.

Nr. 46: Vielleicht zum Lugalbanda-Epos gehörig.

Nr. 48: Lipitištar-Hymne. Zu Z. 78—106 ist Frank, Straßburger Keilschrifttexte Nr. 1 Duplikat.

Nr. 50: Zu Z. 1—13 ist SRT Nr. 22 II 8f. Duplikat. Dieser Text durch die unveröffentlichte Tafel CBS 7076 als Šulgi-Hymne erwiesen (s. SRT S. 26). Z. 3 bietet de G.s Kopie gewiß richtig ^{d}En-líl-li á uku-lu-a-na mu-da-an-àg-gà-ta, da Enlil mir unter seinen zahlreichen Menschen Befehl gegeben hat" gegen Chieras UN. MA-a-na. Zu uku-lu-(lu)-a *niši dišâti* (*dušši̯âti*) vgl. Nr. 51, 13; Nr. 60, 7; SRT Nr. 1 III 27; Nr. 12, 3; 35; BE 29 Nr. 5 Rs. 7; lu-(lu-)a häufig in Verbindung mit gud, udu u. ä. Nr. 88 V 3—4 uku e-da-lu „die Menschen werden durch dich zahlreich" parallel zu uku e-da-dagal „die Menschen werden durch dich ‚breit'".

Nr. 51: Ištar-Hymne. Duplikat zu UMBS 10, 4. Nr. 3 II 7—36. Gegen Langdons Angabe, l. c. S. 344, wonach diese Tafel auf beiden Seiten 2 Kolumnen hatte, muß sie dreikolumnig gewesen sein. Dies ergibt mit Sicherheit die Zeilensumme.

Nr. 52: „Eridu-Hymne". Dupl. zu OECT 1 Nr. 1 I 7—III 16.

Nr. 53: Zu Z. 38—62 Duplikat UMBS 13 Nr. 42, das unseren Text fortsetzt. Berichtet die Ausschmükkung des Šulgitempels É-ḫursag in Ur; vgl. dazu Zimmern, ZA NF 5, 254 (9. Lied). Dieser Tempel sicher zu identifizieren mit dem von Woolley im vergangenen Jahr in Ur gefundenen Grabtempel Šulgis (s. den Bericht in Museum Journal 1931, 249 f.). Der Baubefund hat einwandfrei ergeben, daß die Anlage schon zu Lebzeiten des Herrschers erbaut war (Woolley, l. c. 255). Der Tempel war bis zur Zeit Ibisins in Benutzung.

Nr. 55: Zur „Keš-Liturgie" gehörig. Dupl. zu OECT Taf. 42, 1—22.

Nr. 58: In die Form eines „Gottesbriefes" gekleidetes Gebet Sinkašids von Uruk (wohl an ^{d}Meslamtaea gerichtet). Zur selben Gattung gehören Nr. 60; UMBS 1, 2 Nr. 94 und Nr. 134.

Nr. 62: Gehört gewiß zu dem Schöpfungsbericht in UMBS 10, 1 Nr. 1, obwohl im einzelnen nicht ganz übereinstimmend. Die Rückseite wahrscheinlich in die Lücke zu Anfang der 4. Kol. zu stellen. Zwischen Z. 23 und 24 fehlt eine Zeile.

Nr. 63: Sumerische Beschwörungen. Die erste nach dem Muster des Marduk-Ea-Typs (s. dazu LSS NF 1, 44 f.) gebildet. Der Text der Rückseite ist literarisch nicht einzuordnen. Z. 12 an-šà nu-zu-me-en gewiß Fehler für nu-zu-meš. Z. 20 lú-lu_6 (!)-bi(!) ù-dùg(!)-ga nu-un-ná „jener Mensch schläft nicht gut".

Nr. 72: Gehört zur Serie Lugale ud melambi nergal. Dupl. sind Nr. 92; SRT Nr. 19; UMBS 10, 2 Nr. 16; VS X Nr. 207.

Nr. 75: Ganz syllabisch geschriebener Text. Z. 11 lú-a-ra-zu nam-lú-lú-mi-en für sonstiges nam-lú-GÀLU. Diese Schreibung bestätigt die sich aus den Gleichungen lú-GÀL^{lu} = *lullû* (s. Ebeling, AKf II 29) und ku_6 -lú-GÀLU^{lu} = *kulilu* (Weltschöpfungsepos Taf. 1, 141) und der Var. ku_6-

1) Vgl. SRT Nr. 13 und die Notiz Chieras l. c. S. 24 zu CBS 13381.

2) Witzels Versuch (Perlen sum. Poesie 3. Folge) aus 6 verschiedenen Texten eine große Išmedagan-Liturgie zu rekonstruieren, ist schon von Langdon, JRAS 1931, 369 abgelehnt worden. Das Hauptargument gegen ihn ist die noch deutlich erkennbare verschiedene lokale Herkunft. Witzels Nr. 2 ist, wie schon Langdon gesehen hat, ursprünglich in Kult von Lagaš verwandt worden. Nr. 4 gehört nach Eanna in Uruk.

lú-lú (OECT 6 Taf. 37, 15) ergebende Lesung lu-lu für lú-GÀLU. Der Lautwert GÀLU = lu_8 ist bei Thureau-Dangin, Homophones sumériens nachzutragen.

Nr. 79: Šamašhymne. Dupl. zu UMBS 1, 2 Nr. 118 (Vs. und Rs. umzubenennen) und UMBS 12 Nr. 25. Gegen Kunstmann, LSS NF 2,49 bis Z. 170 eine einzige Hymne. In Z. 169 dingir-lú-ba(!)-gé(!) me-te-eš ḫé-i ist me-te-eš syllabische Schreibung für me-UR = me-téš. Dieselbe Lesung wird auch durch die LSS NF 1, 64[3] zitierte Stelle gefordert. Der Lautwert UR = téš fehlt bei Thureau-Dangin, Homophones. Vgl. noch Nr. 32, 5 me-téš-ša mu-ù-i-i. tèš sicher auch in der häufigen Wendung KA UR-a-se-se zu lesen.

Nr. 83: Dupl. zu Nr. 80, 4—13.

Nr. 89: Sumerische Beschwörung nach dem Muster der „Prophylaktischen Typs" (s. LSS NF 1, 35f.). Zu Z. 1—10 vgl. die größtenteils gleichlautende Einleitung der sumerischen Beschwörung bei Langdon, Babylonien Liturgies Nr. 3, 1—9. Z. 3—6 und 8—12 sind für grammatische Untersuchungen beachtenswert:

3 an-ni[1] ba-te im[2]-šèg-šèg
4 ki-a[3] ba-te ú-bil nu-mú-mú
5 gud-e[4] ba-te GIŠ.UR-bi im-du_8
6 é-tùr-e[5] ba-te ga-ra-bi im-ta-an-gum-gum[6]
8 guruš-ra mu-na[7]-te íb-lal mu-da-an-gum[8]
9 [ki-] sikil-ra mu-na[7]-te túg mu-da-an-šub
10 ummeda-dumu-da mu-na[9]-te ŠU.KAL-bi mu-un(!)du_8[10]
11 mú-sar-e(!) ba-te ḫi-is[11] zag-ḫi-li im-ḫul
12 pu-giš-sar[12] ba-te gurin im-ḫul

3 „Es (d. h. das «Böse Auge») naht dem Himmel, läßt[13] (Var. nicht) regnen,
4 es naht der Erde, läßt frisches Gras nicht wachsen,
5 es naht den Rindern, löst ihre ....,
6 es naht der Hürde, zermalmt ihre ....,
7 es naht dem Manne, ... sein *nābittu*-Kleid,
8 es naht dem jungen Mann, ... sein *nābittu*-Kleid,
9 es naht dem Mädchen, läßt die Kleider von ihm fallen,
10 es naht der Amme mit dem Kind, löst ihre Tragtasche,
11 es naht dem Beet, verdirbt *ḫassu*-Pflanze und Kresse(?),
12 es naht den Obstbäumen des Gartens, verdirbt die Ernte".

Aus diesen mit überraschender Klarheit gebauten Zeilen läßt sich folgendes ablesen: 1. Die «Dativ»postposition *-ra* wird nur in Verbindung mit Personen und natürlich auch mit Göttern gebraucht, bei Tieren und unbelebten Gegenständen steht dafür das «Lokativ»zeichen -e oder -a. Diese Regel kann, soweit ich sehe, allgemeine Gültigkeit beanspruchen[1]. Es liegt also deutlich ein Zweiklassensystem vor[2]. 2. Die mit der «Lokativ»postposition verbundenen Substantiva werden in der finiten Verbalform durch das infixlos stehende Verbalpraefix ba- aufgenommen, die mit dem «Dativ»zeichen versehenen Nomina dagegen durch das Praefix mu- mit dem «Dativ»infix -na-. ba- bezieht sich hier also auf unbelebte Dinge und Tiere, mu- dagegen auf Menschen. Dazu paßt sehr gut, daß beim nicht passiven Praefix ba- keine «Dativ»infixe stehen[3]. Also auch hier das oben festgestellte Zweiklassensystem. Allgemeine Gültigkeit kann diese Aufstellung allerdings solange nicht beanspruchen, bis die Variante ba-te zu dem mu-na-te der Z. 8—9 als inkorrekt erwiesen ist. Möglich erscheint es natürlich durchaus, daß ein (akkadischer) Schreiber das viermal wiederholte ba-te von Z. 3—6 zu Unrecht auch auf die beiden folgenden Zeilen übertragen hat. Die Richtigkeit des Textes der Variante vorausgesetzt, bleibt völlig unerfindlich, warum in Z. 12 das Praefix mu- erscheint[4]. 3. Die Verbalformen der zweiten Vershälfte unseres Textes führen durchgehend die mit ba- praefizierten Formen durch das Praefix im- fort. Bei den mit mu- gebildeten Stellen erscheint auch im Nachsatz mu-.

Nr. 92: Zur Serie Lugale ud melambi nergal gehörig. Dupl. zu Nr. 72, 89—108; UMBS 10, 2 Nr. 16 IV 10—24; UMBS 12 Nr. 28; SK Nr. 207 IV 1—18.

---

1) Var. e.
2) Var. bietet richtiger nu.
3) Fehlt in Var.
4) Var. dè.
5) Var. ri.
6) Die den literarischen Aufbau unterbrechende Zeile 7 KA-gar-ra ku_6 ba-an-dib-dib „im .... fängt es die Fische" (in der Variante fehlend) ist für unseren Zweck belanglos.
7) Var. ba statt mu-na-.
8) Richtig gelesen? Var. abweichend.
9) Var. mu-nu-, gewiß verlesen statt mu-na-.
10) Die zweite Vershälfte in Var. vielleicht in ŠU(!)KAL(!)-bi(!) mu-un(!)-si-il zu verbessern.
11) Gewöhnlich ḫi-is[sar] geschrieben, *ḫassu*.
12) pu-giš-sar = *ṣippat kirê* „die Obstbäume des Gartens". Belegt in Nr. 13 I 9; Nr. 40, 273(!) (= UMBS 10, 4 Nr. 11 Rs. I 34); CT 15, 26, 29; CT 36, 31, 11; VS II Nr. 68 Rs. 9 (= SRT Nr. 24 Rs. II 3; Langdon, Babylonien Liturgies Nr. 1, 63; 72); Nr. 78, 33; VS X Nr. 188 II 13; SRT Nr. 1 III 24; Nr. 2, 4; Nr. 18, 15 (= BE 29 Nr. 2, 29; Nr. 3, 29; Reisner, SBH Nr. 71 Rs. 11—12); UMBS 10, 2 Nr. 4, 9; Nr. 14 Rs. 14; BE 31 Nr. 3 Rs. 22; BIN II Nr. 22 I 21—22 (noch Spuren von *ṣip-pat ki-ri-e* erhalten).
13) Bei den Verbalformen sind durchweg die Praesensendungen abgefallen. Der Kontext fordert jedoch praesentische Übersetzung.

---

1) Wenn in der Fabel, in der Tiere wie Menschen handelnd erscheinen, auch bei Tieren die Postposition -ra gesetzt wird (s. oben zu Nr. 31), so ist dies nur eine weitere Bestätigung.

2) Eine wertvolle Parallele zitiert E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen Bd. I, 271: „So zerfallen z. B. in den Drawida-Sprachen alle Nomina in zwei Klassen, deren eine die „vernünftigen", deren andere die „unvernünftigen" Wesen umfaßt — der ersteren gehören außer den Menschen die Götter und Halbgötter, der zweiten außer den unbelebten Dingen auch die Tiere an".

3) Die von Poebel, Sum. Gramm. § 611 zitierte Form ba-na-an-dug_4 „er hat zu ihr gesagt" beweisen nichts, da aus stark verderbten Texten stammend (spätbabylonische Rechtsurkunden und die davon abgeleiteten „sum. Familiengesetze").

4) UMBS 1, 2 Nr. 106, 3 ^{d}En-ki-šè é-a mu-ši-tu im Vergleich mit der häufigen Formel a-a-ni- ^{d}En-ki-ra é-a ba-an-ši-tu (Belege LSS NF 1, 54) beweist nichts für einen promiscuen Gebrauch von mu- und ba-. Dort bezieht sich das Praefix auf ^{d}En-ki-šè, hier auf é-a. Der Dativ ^{d}En-ki-ra wird dann auch in der zweiten Vershälfte durch gù mu-na-dé-e „er spricht zu ihm" in der zu erwartenden Form aufgenommen.

Nr. 98: Šulgi-Hymne. Dupl. zu UMBS 1, 1 Nr. 7, 78—94 (bearbeitet von Langdon, OECT S. 42f.); ergänzt die Lücke zu Ende der 3. und Anfang der 4. Kol.

Jean, Charles-F.: **Larsa d'après les textes cunéiformes, *2187 à *1901.** Paris: Paul Geuthner 1931. (XX, 290 S., 1 Kte.) gr. 8°. 100 Fr. Bespr. von M. San Nicolò, Prag.

Verfasser, der beste Kenner der in verschiedenen Sammlungen verstreuten altbabylonischen Urkunden aus Larsa, vereinigt hier die Früchte seiner mehrjährigen gründlichen Beschäftigung mit diesen Texten, die sich über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten (etwa 2187—1901 v. Chr.) erstrecken. Ungefähr die Hälfte des vorliegenden Buches besteht aus Abhandlungen, die schon früher in der Revue d'Assyriologie, im Journal Asiatique und in den Babyloniaca erschienen sind und hier systematisch hineingearbeitet werden. Die Darstellung ist in zwei Abschnitte gegliedert, von denen der erstere (S. 1—85) die Zeit des unabhängigen Königreichs von Larsa, welches sich mit Isin in das Erbe der letzten sumerischen Dynastie von Ur geteilt hatte, behandelt, während der zweite (S. 86—133) sich mit dem Vierteljahrhundert zwischen der Eroberung durch Ḫammurabi und dem endgültigen Aufgehen Larsas in das babylonische Reich befaßt.

Beiden Perioden, die Jean in mehrfacher Beziehung scharf voneinander trennt, widmet er eingehende, durch die vollkommene Beherrschung des Materials ausgezeichnete Untersuchungen, die sowohl politische Geschichte und Religion, als auch verschiedene Seiten des öffentlichen und privaten Lebens (Verwaltung, soziale Verhältnisse, Privatrecht und Wirtschaft) zum Gegenstande haben. Besonders ergebnis- und aufschlußreich sind diese Ausführungen naturgemäß für den Rechts- und Wirtschaftshistoriker, weil der größte Teil der überlieferten Tafeln Geschäfts- und Prozeßurkunden bzw. sog. Wirtschaftstexte sind. Davon gibt der Verfasser auf S. 133—220 eine Auswahl von 128 Nummern aus dem Louvremuseum (TCL X und XI) in Umschrift und Übersetzung, welche bei der Erschließung der wegen ihrer Sprache und Graphie nicht immer leicht lesbaren Larsatexte sehr gute Dienste leistet.

Trotzdem im einzelnen hier philologisch nicht überall das letzte Wort gesprochen werden konnte und — was mehr in meine Kompetenz fällt — unbeschadet verschiedener juristischen Einwendungen, die man sowohl gegen die Übersetzung, als auch gegen die Auffassung und Bearbeitung mancher Urkunde wird erheben müssen, stellen die vorliegenden Studien eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Literatur über die altbabylonischen Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse dar, so daß wir allen Grund haben, Jean für die Zusammenfassung seiner Untersuchungen in erweiterter Buchform dankbar zu sein. Ausführliche Indizes und ein Glossar erhöhen die Benützbarkeit des Bandes.

Pottier, Edmond: **L'Art Hittite.** Fasc. II. Paris: Paul Geuthner 1931. (80 S.) 4°. Fr. 37.50. Bespr. von A. Götze, Marburg.

Das erste Heft der L'Art Hittite, das im Jahrgang 1928 der OLZ Sp. 108f. von mir kurz angezeigt wurde, befaßte sich mit den Reliefs und der Plastik der sog. hethitischen Kunst. Es wurde damals schon hervorgehoben, daß diese Kunst mit den Hethitern der Boghazköi-Tafeln nichts zu tun hat, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach den Ḫurritern (Subaräern) angehört. Die Kunst von Tell-Halaf, die seitdem zugänglich geworden ist, erhebt das zur Gewißheit. Das zweite Heft trägt seinen Titel mit mehr Recht. Denn es bespricht die kappadokische Keramik, die zum Teil sicher in die Hethiterzeit gehört, und zwar in der Form des kritischen Referats über die einschlägigen neueren Publikationen.

Der erste Abschnitt ist dem großen Werke von de Genouillac, Céramique Cappadocienne, gewidmet. Der zweite Abschnitt referiert über Frankforts bemerkenswerte Studies in Early Pottery. Der dritte Abschnitt setzt sich mit Christians Aufsatz „Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients V" auseinander.

Der rote Faden, der sich als das eigentliche Besondere durch die Erörterungen hindurchzieht, ist die immer wiederholte These: daß die kappadokische Keramik, so eng sie mit dem Westen zusammenhängen mag, ihren Dekor von Susa II herleite. Pottier versucht seine These an einer größeren Anzahl von Einzelbeobachtungen zu erhärten.

An der These des verdienten Forschers ist vielleicht etwas Richtiges, aber in der Form, in der sie ausgesprochen wird, ist sie m. E. nicht annehmbar. Ich will hier gar nicht die Notwendigkeit betonen, nicht Einzelheiten des Dekors, sondern seinen Stil zu vergleichen. Schon die neueren Ergebnisse der archäologischen Erforschung Anatoliens und Mesopotamiens erheben Einspruch. Pottier würde seine Ansichten gewiß anders formuliert haben, wenn er diese Ergebnisse schon hätte verwerten können. Die Ausgrabungen am Alişar-Hüyük haben endlich eine zuverlässige Grundlage für die Beantwortung der chronologischen Fragen abgegeben. Der Tell-Halaf hat mit seiner erstaunlichen Fülle an Buntkeramik gezeigt, daß in Ober-Mesopotamien seit sehr früher Zeit eine eigentümliche Kultur herrscht, die sich von Susa II gerade in der Keramik deutlich abhebt, freilich Susisches in sich aufgenommen hat. Unter-Mesopotamien zeigt nach den letzten Forschungen eine Fülle bemalter Keramiken (Ubaid, Dschemdet Nasr, Samarra, Tepe Gaura), deren Verhältnis zueinander und zu Susa zu bestimmen bleibt. Alles das schiebt sich zwischen Susa und Kappadokien ein; so ist die Wirkung Susas auf Kappadokien und seine Keramik jedenfalls nur indirekt. Wenn, dann auch spät; historisch könnte man sie mit der ḫurritischen Welle in Verbindung bringen, die in der Mitte des II. Jahrtausends beherrschenden Einfluß auf Ober-Mesopotamien und auch auf Kleinasien gewonnen hat. Ihr Ausgangspunkt ist in der Gebirgszone Vorderasiens am Van-See und südöstlich davon gegen Elam hin zu suchen. [Seither hat sich gezeigt, daß die bisher als „New Hittite" bezeichneten Töpferwaren (OIC 11. 158) jünger sind als 1200. Sie haben schon wegen des Altersunterschiedes nunmehr aus der Beweisführung auszuscheiden. Korr.-Zusatz.]

Der Gedanke, mit dem das Heft schließt, herausgesponnen aus gewissen Ausführungen Christians, in der Verbreitung susa-ähnlicher Waren spiegele sich die Ausbreitung der Arier, ist für mich indiskutabel.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Thomsen, Prof. Dr. Peter: **Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden** nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt. 3., völlig neubearb. Aufl., 10. Tausend. Leipzig: J. C. Hinrichs 1931. (120 S. m. 8 Abb. im Text u. 34 a. 16 Taf.) 8°. = Der Alte Orient, Bd. 30. Kart. RM 3.24; geb. 4.95. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Eine 1909 und 1917 erschienene Schrift liegt hier in umgearbeiteter Form vor. Da der Verf. durch seine die Jahre 1895 bis 1924 umfassende allseitige Bibliographie der Palästinaliteratur erwiesen hat, daß alle hierher gehörenden Aufsätze und Schriften ihm bekannt sind, und seine zahlreichen Beiträge zum Reallexikon der Vorgeschichte zeigen, daß er sie für die Erkenntnis des alten Palästina fruchtbar zu machen versteht, läßt sich erwarten, daß die jetzt mitgeteilte Übersicht auf sorgsamen Detailstudien beruht. Das Buch beginnt mit der Geschichte der Forschungen in Palästina, bei denen Geologie, Naturwissenschaften und Wirtschaft außer Betracht bleiben. Bei der Kartographie sind nicht erwähnt die von der jetzigen Palästinaregierung herausgegebenen Spezialkarten wichtiger Landesteile, die auf neuer Aufnahme beruhen, und die Beiträge, welche deutsche und englische Fliegerbilder der Landeserkenntnis, und zwar auch der archäologischen, geleistet haben. Über die Grabungen wird dagegen sorgsame Mitteilung gemacht, noch nicht über die Grabungen des päpstlichen Bibelinstituts im östlichen Jordantal, welche die Pentapolis des Toten Meeres geklärt zu haben meinen. Inschriften und Keramik werden als wichtigste Mittel zur zeitlichen Bestimmung der ausgegrabenen Funde bezeichnet. Eine Warnung vor willkürlicher Voraussetzung einer im ganzen Lande gleichartigen Keramik, welche es auch heute nicht gibt, wäre am Platz gewesen. Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, die bis 50 v. Chr. gerechnet wird, jüdisch-hellenistische und römisch-byzantinische Zeit werden nach ihrer Eigenart geschildert, während die um 600 n. Chr. beginnende arabische Zeit am Schlusse nur kurz erwähnt wird. Gräber, Denkmäler, Baukunst, Geräte, besonders Tongeräte, aber auch religiöse Sitten, wie das Opfer, werden übersichtlich behandelt. Natürlich können nicht alle von den Ausgrabungen aufgegebenen Rätsel hier gelöst werden. Gelegentlich ließe sich eine Einzelheit genauer bestimmen, z. B., daß die starke Mauer an der Mündung des Tyropoeon nicht durch den Wasserdruck des Siloahteiches (so S. 69), sondern des ganzen Tales veranlaßt war. Der vom Verf. S. 113 abschließend als „sehr gering" bezeichnete „unmittelbare Gewinn" für die biblische Geschichte meint wohl die Aufhellung von bestimmten Einzelereignissen. In Wirklichkeit handelt es sich doch um greifbare Vergegenwärtigung der ihr zugrunde liegenden Kultur, auf der auch die Bedeutung der vom Verf. gegebenen Übersicht beruht.

Duncan, J. Garrow: Corpus of dated Palestinian Pottery. Including Pottery of Gerar and Beth-Pelet, dated and arranged by Sir Flinders Petrie, and Beads of Beth-Pelet, dated and arranged by J. L. Starkey. London: British School of Archaeology in Egypt 1930. (21 Text- und 83 Tafel-S.) 4°. Geb. 30 sh. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

Der großartige Aufschwung, den die archäologische Forschung in Palästina-Syrien seit dem Ende des Weltkrieges genommen hat, macht es zur gebieterischen Notwendigkeit, einmal die Fundstücke übersichtlich zu ordnen und zusammenzustellen, die in diesem Gebiete bei weitem die zahlreichsten und brauchbarsten Leitmarken zur zeitlichen Bestimmung der aufgedeckten Schichten sind. Die Grabungen in Palästina-Syrien haben außerordentlich wenig schriftliche Zeugnisse der Vergangenheit zutage gefördert, die doch anderwärts die beste Hilfe für die Zeitberechnung sind. Hier treten an ihre Stelle die bescheidenen Tonscherben, deren Wert und Bedeutung schon 1890 der auch an diesem Werke hervorragend beteiligte Forscher Sir Flinders Petrie erkannt hatte. Aber erst in den letzten Jahren hat man versucht, die einzelnen Stücke dadurch genauer zu bestimmen, daß man sie mit Gefäßfunden anderer Gebiete (Mesopotamien, Kleinasien, ägäisches Gebiet und vor allem Ägypten) zusammenstellte. Auf Grund solcher Vergleiche hat dann als erster L. H. Vincent einen sehr wertvollen Abriß der palästinischen Töpferei geschrieben (Céramique de la Palestine 1923), dem ich mich in meinem Beitrage zu Eberts Reallexikon der Vorgeschichte (Band XIV [1929] S. 65ff.) anschließen konnte, nachdem H. Frankfort in seinen ‚Studies of Early Pottery' (I: 1924; II: 1927) einzelne Fragen besonders tief schürfend erörtert hatte, so daß für jeden Zeitabschnitt bestimmte Formen und Verzierungen als kennzeichnend festgelegt wurden. Mit Hilfe dieser neuen Erkenntnisse ist es nach den Scherbenfunden nicht nur dem Ausgräber möglich, die Schichten mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen, sondern auch dem Reisenden bei einem flüchtigen Besuche einer alten Niederlassung, das Alter der hier aufeinander folgenden Siedelungen zu erkennen.

Ein außerordentlich wertvolles Hilfsmittel für die weitere Forschung legt nun der Verf. in seinem Corpus vor. Er hat aus der beinahe unübersehbaren Fülle der Tonwarenfunde auf den meisten palästinischen Grabungsplätzen mit sicherem Griffe die wichtigsten Typen gesammelt und sie (bis auf vereinzelte Ausnahmen) sämtlich nach demselben Maßstabe (meist 1 : 3) in den Umrissen, gelegentlich auch im Durchschnitt oder in einer seitlichen Ansicht gezeichnet. Durch eine sehr knappe, aber sinn-

reiche Beschriftung mit Buchstaben und Zahlen wird bei jedem Stück der Fundort, die Stelle der Veröffentlichung und das Alter (in ägyptischen Dynastien) vermerkt. Mit wenig Blikken kann man also aus den Tafeln die allmähliche Entwicklung der Formen und der Verzierung erkennen (am leichtesten z. B. bei den Lampen Taf. 91). Für die Einfügung späterer Funde ist Raum in der Hauptzählung gelassen. Am Schlusse werden die wichtigsten Formen der überall in Unzahl gefundenen Perlen aus Stein, Paste, Ton, Glas und Knochen verzeichnet. Der Text beschränkt sich auf die notwendigsten Erläuterungen der Tafeln und eine ganz kurze, aber sehr anschauliche Schilderung der Formen und der Verzierungen nach den einzelnen Zeitspannen vom Neolithikum bis zur späteren Eisenzeit. Daneben weist der Verf. darauf hin, daß nun, aus dieser Zusammenstellung, sich so mancher Irrtum in den Grabungsberichten richtig stellen läßt. Wie bedeutungsvoll die Petrieschen Funde auf *tell ǧemme* (Gerar) und *tell ʿfâriʿ* (Beth-Pelet) sind, zeigt sich hier auf Schritt und Tritt. Für alle aufgewandte unendliche Mühe, die Geschicklichkeit und Sorgfalt der Darstellung gebührt dem Verf. uneingeschränkter Dank, der auch dadurch nicht gemindert wird, daß man vielleicht hier und da in Einzelheiten abweichender Meinung sein möchte. Es ist auch keine Bemängelung des Wertes, wenn ich schließlich den Wunsch ausspreche, daß wenigstens ein paar Abbildungen in Farben hätten gegeben werden sollen. Vielleicht läßt sich dies bei einer neuen Auflage nachholen, die sicher bald nötig sein wird, weil das Buch für jede archäologische Forschung in oder über Palästina unentbehrlich ist.

Gulkowitsch, Lazar: **Die Bildung von Abstraktbegriffen in der hebräischen Sprachgeschichte.** Leipzig: Eduard Pfeiffer 1931. (132 S.) gr. 8°. = Staatl. Forschungsinstitute bei der Univers. Leipzig. Forschungsinstitut für Orientalistik. Assyriologische Abteilung. RM 20—. Bespr. von M. Schorr, Warschau.

Als Grundlage für die im Titel genannte sprachgeschichtliche und grammatische Untersuchung dient dem Verfasser die prinzipielle Voraussetzung eines in allen Sprachen vorhandenen Parallelismus zwischen geistigen und sprachlichen Erscheinungen einerseits und der ununterbrochen Kontinuierlichkeit und Einheit der hebräischen Sprache von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart anderseits. Mit der Prüfung des Problems der Abstraktbildungen will der Verfasser die Entwicklung der hebräischen Sprache an einer bestimmten Sprachkategorie verfolgen. Das grammatische Kennzeichen der hebräischen Abstraktbildung ist die Endung *-ūt*. Eine erste oberflächliche Zusammenstellung dieser Formen ergibt, daß die *ūt*-Bildungen mit der Entwicklung des begrifflichen Denkens parallel gehen. Diese Erscheinung ist allen Sprachen gemeinsam, es ist aber von Bedeutung, wie sich diese allgemeine Norm in einer einzelnen Sprache bewährt.

In drei Hauptabschnitten werden nun die Abstraktbildungen von Substantiven, Adjektiven und Verbalabstrakten mit *-ūt* behandelt. In einem Schlußabschnitt wird die Herkunft der *ūt*-Bildungen und ihre Ausbreitung innerhalb des semitischen Sprachkreises erörtert.

Der Inhalt dieser grammatisch wie sprachgeschichtlich bedeutsamen Untersuchung gipfelt in folgenden gut fundierten Feststellungen: Der ältesten Abstraktbildung von Abstrakten liegt ein numerischer Sinn zugrunde, der die Gesamtheit einer bestimmten Klasse von Menschen kennzeichnet und zwar eine Alters- oder Sozialklasse, die auch formell als Plural auftritt wie זקנים, בחורים, בתולים. Diese Kategorie, wo der Abstraktbegriff sich mit einem Kollektivbegriff assoziert, bleibt auch auf die Klassenbezeichnungen beschränkt und hat keine weitere Ausbreitung gefunden. Eine Parallele zu dieser Gruppe bilden die Abstraktbildungen von Sitten (bzw. Unsitten) und Bräuchen, religiöser oder rechtlicher Natur, die ihrem Sinne nach ebenfalls auf ein gleiches Verhalten vieler Individuen zurückgehen. So erklären sich Bildungen wie (in der Gruppe religiöser Bräuche): חנוטים, כפורים, מלואים, נחומים, הלולים oder Rechtssitten wie: ארוסין, קדושין, גרושין, שלוחים, ferner Unsitten: זנונים, נאופים. Auf Grund dieser Feststellungen werden dann die Abstrakte der Alters- und Sozialklassen in den verschiedenen Perioden der Sprachentwicklung untersucht.

In einem weiteren Abschnitt werden die Berufsabstrakta analysiert. Interessant ist, daß in der biblischen und auch in der mischnischen Periode noch keine Berufsabstrakte vorkommen. Die hierher gehörigen Abstrakta der talmudischen Zeit gehören in Wirklichkeit der juristischen Kategorie an, im Zusammenhang mit Dienstverträgen, wie אריסות, שכירות, אמנות u. a. Erst in der späteren wissenschaftlichen Periode entstehen unter dem Einfluß der Sprachen der Umwelt zahlreiche Abstrakta zur Standesbezeichnung.

Die Abstrakta der Amtsbezeichnung sind als solche mit dem Kollektivum der Behörde wie רבנות, נשיאות verbunden und grenzen sich dadurch von den Abstrakta der Sozialklasse ab.

Nur wenige Abstrakta gibt es für Familienbezeichnungen, darunter aus biblischer Zeit: אלמנות und גריתות urspr. vielleicht „Stand einer geschiedenen Frau".

Wie schon erwähnt wurde, bezeichnen die Abstrakta innerhalb der juristischen Gruppe ursprünglich den Vertragstypus, der das betreffende juristische Verhältnis konstruiert. Später geht der Begriff auf die Bezeichnung des Berufes oder des Familienstandes über, wie z. B. אחריות, שליחות, אשות, יבמות, שתפות.

Die ältesten Abstraktbildungen von Adjektiven sind die Dimensionsbegriffe, deren Entwicklung mit der des Geschäftsverkehrs und der Technik zusammenhängt. Nach 5 Haupttypen, die der Ver-

fasser auseinanderhält [a) Dimesion, b) Intensive und extensive Qualität, c) Hervorhebung eines Merkmals an einem Adjektiv, d) Naturerscheinungen, e) Betonung und Steigerung einer Eigenschaft] werden in übersichtlichen Tabellen auf S. 54—79 die von Adjektiven abgeleiteten Abstrakta zusammengestellt, in Kolumnen: ohne *-ūt* und mit *-ūt* und mit „Übertragung (der Bedeutung) in die Sphäre eines anderen Typus". An diese Tabellen schließen sich auf S. 80—109 Bemerkungen an, in denen die Entwicklung der abstrakten Bedeutung innerhalb der einzelnen Typen je nach den verschiedenen grammatischen Formen und ihre Übertragung auf andere Abstrakttypen erörtert wird. Man findet hier sehr feine semasiologische Beobachtungen, die für ein künftiges hebräisches Lexikon zu beachten sein werden.

Da das Verbalnomen an sich schon ein Abstraktum ist, wurde hier die *-ūt*-Endung vermieden, und an ihre Stelle kamen zwei Bildungen: *qᵉtīlah* und *qiṭṭūl*, die schon in spätbiblischer Zeit und dann in der talmudischen Periode von bestimmten Bedeutungsklassen sich auf andere ausdehnen. Ausführlich werden die Abstrakta von den schwachen Stammformen besprochen, die ja nach der gangbaren Ansicht den Ausgangspunkt für die *-ūt*-Abstrakten bilden.

In der Frage der Herkunft der *ūt*-Endung neigt Gulkowitsch zur Annahme (in Anknüpfung an eine scharfsinnige Beobachtung Landsbergers über die akkadische Redensart *labirūtam alāku* „ins Altsein eintreten"), daß diese Abstraktbildung dem Akkadischen entlehnt sei und zwar zunächst im Amtsgebrauch eines der kanaʿanäischen Fürsten (in vorisraelitischer Zeit) und daß diese Abstraktform nur die gebildete Sphäre umfaßte, wie sie ja überhaupt während der ganzen hebräischen Sprachgeschichte diesen Grundzug der Beschränkung auf die Sprache der Gebildeten bewahrt hat.

Ein zweite Möglichkeit, wonach im Hebräischen selbst — bei zwei nebeneinander bestehenden Dialekten — sich einerseits die innere Bildung von Abstrakta, anderseits die äußere *ūt*-Bildung entwickelt habe, läßt der Verfasser offen, weil hier das Material zu gering sei, um zu sicheren Schlüssen zu führen. Die oben erwähnte Ansicht von den ל״ה-Stämmen als Ausgangspunkt der *ūt*-Abstrakta lehnt G. mit Recht schon deshalb ab, weil jene an verbale, diese aber an nominale Themen angehängt werden.

Die Arbeit kann ihrem Inhalte wie auch der methodischen Gediegenheit nach als eine ganz vorzügliche Leistung beurteilt werden. Als erster Versuch, die gesamte hebräische Sprachgeschichte für ein bestimmtes grammatisches Problem ins Auge zu fassen, verdient sie besondere Beachtung und dürfte anderen ähnlichen Versuchen als Vorbild den Weg bahnen.

Die psychologische Vertiefung des Problems verleiht dem Buche besonderen Reiz, der das scheinbar trockene Thema zum genußreichen Studium macht.

Kuhl, Dr. phil. Curt: **Die drei Männer im Feuer.** (Daniel Kapitel 3 und seine Zusätze.) Ein Beitrag zur israelitisch-jüdischen Literaturgeschichte. Gießen: Alfred Töpelmann 1930. (VII, 171 S.) gr. 8°. = Beihefte zur Zeitschr. f. d. alttestamentl. Wissenschaft, 55. RM 10 —. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Angeregt durch Gunkel bietet Kuhl eine gründliche und erschöpfende Analyse von Dan. Kap. 3, der in das Danielbuch aufgenommenen, ursprünglich selbständigen Legende von den 3 Männern im Feuerofen. Die einschlägige Literatur ist gewissenhaft benutzt, darunter auch der ausgezeichnete Kommentar von Montgomery, New York 1927.

Natürlich trägt K. gar manches vor, was schon von anderen gesagt worden ist. So ist bereits mehr als einmal (z. B. von Marti bei Kautzsch-Bertholet, Die heilige Schrift des AT⁴ II S. 467) die nun auch von Kuhl S. 82 f. bestätigte Beziehung der Legende, was die Feuerprobe betrifft, zu der Crösussage bei Herodot I 86 ff. betont worden. Oder so faßt auch K. (S. 34) nicht viel anders als Marti a. a. O. die ganze Erzählung als eine geschichtliche Illustration zu Jes. 43, 2 auf. Dadurch wird aber das eben gespendete Lob der Leistung nicht beeinträchtigt. Denn mit der Allseitigkeit und Ausdehnung wie bei Kuhl ist bisher noch keine Monographie zu Dan. 3 geliefert worden. Das aus den verschiedensten Kulturen und Litteraturen zu den einzelnen Zügen als Legende herbeigezogene Vergleichungsmaterial ist erstaunlich, es wirkt fast erdrückend und wäre vielleicht besser etwas sparsamer verwendet.

Fast die Hälfte des Buches ist den griechischen Zusätzen zu Dan. 3 gewidmet. K. entscheidet sich dafür, daß dieses Plus ursprünglich nichts mit der Erzählung von Dan. 3 zu tun habe (S. 89). Er tritt für eine hebräische Vorlage der griechischen Zusätze ein und gibt zur Rechtfertigung seiner These eine Rückübersetzung der griechischen Texte ins Hebräische S. 128 ff. Hier seien ein paar stehengebliebene Versehen notiert, S. 128 יָרֵחַ (st. יְרֵחַ) u. S. 132 והוֹדו (st. והודו).

Daß die Vorstellung vom Schutzengel (S. 43) erst in der jüdischen, d. h. in der nachexilischen Religion sich findet, ist nicht ganz richtig, cf. Gen. 24, 7. Wenn K. S. 80 sagt: „Erzählungen (wie Dan. 3) sind für das Volk bestimmt und stammen auch aus dem Volke", so stößt sich dieser Satz in seinem zweiten Teil mit dem gleich folgenden: „Der Dan. 3 zum ersten Male erzählt hat, war wohl ein frommer Jude" — also nicht das Volk! Durch das deuteron. Gesetz, das Deut. 13, 1 ff., 17, 7 ff. auf den Abfall von der Jahwereligion die Todesstrafe setzt, wurde der Jude zur Standhaftigkeit in der Religion erzogen. An religiösen Konfliktsstoffen mit Nichtjuden hat es für die Juden seit dem Exil nicht gefehlt. Ganz aktuell wurde aber das Treuverhältnis zur Jahwereligion für den Juden erst, als Antiochus energisch gegen das jüdische Bekenntnis im Mutterlande vorging. Damals wurde der Abwehrkampf jüdischerseits mit dem Schwert und mit der Feder geführt. Das erste besorgten die Makkabäer, das andere die jüdischen Literaten. Zu jener Zeit sind auch Geschichten wie Dan. 3 und 6, die den jüdischen Bekennermut verherrlichen, zu Nutz und Frommen der bedrängten Glaubensbrüder in Umlauf gesetzt, bearbeitet und zu unsrem Danielbuch vereinigt worden. Damals kam die Losung auf: hat der Jude zwischen Götzendienst und Tod zu wählen, so zieht er ohne Zögern den letzteren vor, mag ihn Gott retten oder nicht (Dan. 3, 17. 18). Die Aktualität des Inhaltes von Dan. 3 für die Makkabäerzeit scheint mir bei Kuhl nicht stark genug zum Durchbruch zu kommen.

Kuhl versteht es, den Leser in die Psychologie einer Erzählung wie Dan. 3 einzuführen. Er folgt hierin den Spuren seines inzwischen heimgegangenen Lehrers Gunkel, der für den modernen Menschen in seinem Estherbuch 1916 das Muster einer feinsinnigen Einfühlung in einen antiken orientalischen Stoff geliefert hat. Eine Arbeit wie die Kuhls ist geeignet, das Werk Gunkels zu erhalten und fortzusetzen.

Fischer, Rabbiner Dr. Leopold: **Die Urkunden im Talmud** zusammengestellt, erklärt und mit den Ausgrabungen verglichen. II. Teil. Vršac (Jugosl.): Selbstverlag d. Verf. 1930. (163 S.) 8^0. = Sonderabdruck a. d. Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft Frankfurt a. M. RM 6 —. Bespr. von S. Krauß, Wien.

Der zweite Teil einer Arbeit, die nun abgeschlossen erscheint. Wir begrüßen es gerne, daß dieser talmudische Stoff bearbeitet wurde, denn der im Talmud zerstreute Stoff ist erst nach dieser Sammlung zu übersehen. Der Verf. hat seine Untersuchung auf eine sehr breite Basis gestellt, denn nicht nur die Namen und Arten der im Talmud erwähnten Urkunden werden bekannt gegeben, sondern auch deren Wesen und die halakhischen Diskussionen, die sich an sie knüpfen, denen übrigens der Verf. mehr als nötig nachgeht, da er auch die namhaften Dezisoren bis zu den jüngsten Ausläufern heranzieht.

Was alles hier zur Sprache kommt, ist ohne Inhaltsangabe nicht gut begreiflich zu machen. Der vorliegende Teil beginnt mit dem Begriff des Kaufes, es folgt die Geschichte des Kaufes, dabei auch einige symbolische Handlungen, deren Erörterung schon wegen einiger Bibelstellen (Psalm 60, 10, Ruth 4, 7), auf die die Rabbinen natürlich immer Bezug nehmen, notwendig geworden ist. Erst Kap. V: „Der Kauf durch Anfertigung einer Kaufurkunde" führt uns mitten in den Stoff hinein, und da finde ich zu bemerken, daß es doch sehr unwahrscheinlich ist, ein Verkaufsinstrument habe שדות „Felder" geheißen (Ketubbot 20a), das nun F. „Dokument über Felder" übersetzt, vielmehr ist an der bezogenen Talmudstelle „Felder" wirklich nur das Objekt des Kaufscheines und nicht der Name desselben. Wenn es ferner heißt (Baraitha Jebamot 25b): „Zeugen, die da unterfertigt sind auf einer Felderverkaufs(urkunde) und auf Frauenscheidebriefen" usw. — so ist doch klar, daß der Ausdruck in der angegebenen Weise zu ergänzen ist. In Kap. VII: „Inhalt der Kaufurkunde" wird mehr von den Normen und Modalitäten eines Kaufes gesprochen, und der Titel ist irreführend; Seiten hindurch wird hier von dem Verkaufsinstrument gar nicht gesprochen! Beweis — die Unterabteilungen: der Kauf eines Feldes, Hauses, Hofes, Badehauses, einer Ölpresse, einer Stadt ... Der Verf. sieht sich da gezwungen, z. B. bei der Ölpresse, auf Antiquitäten einzugehen, was streng genommen nicht hieher gehört; dagegen verliert er kein Wort darüber, wie er sich den Ver- und Ankauf einer Stadt vorstellt; da muß man doch wissen, befinden wir uns da noch auf dem Boden der Wirklichkeit oder ist das pure Kasuistik? Und Letzteres drängt sich einem oft auf.

VIII: „Die Grenzbestimmung in den Kaufverträgen" ist ein interessantes Kapitel; der Verf. versieht es mit mehreren Zeichnungen, greift auf das Zeugnis der Assuanpapyri zurück (darauf wohl bezieht sich im Titel des Werkes die etwas unpassende Angabe „mit den Ausgrabungen verglichen") und rekonstruiert ganz glücklich die talmudische Formel. „Ein Stück des Feldes in der Form eines Zeugstückes, Lappens" (מטלית) ist eine unmögliche Vorstellung; vielmehr besagt das hebräische Wort nur „Streifen" = Erdstrich, wie das daselbst mitbehandelte רצועה = Erdzunge; oder wird F. von einem Stück Feld sprechen, das wie ein Riemen, wie ein Strick aussieht? „Meloration" (Jahrbuch 19 S. 161) ist kein Ausdruck; es muß heißen: Amelioration.

Gut wird in Kap. XI „Einwilligung der Kontrahenten" auch die Einwilligung des Verkäufers erschlossen, obwohl im Talmud nicht ausdrücklich formuliert und erst in späteren Schriften besprochen. Hier mag auch einen weiteren Leserkreis der talmudische Gedanke interessieren, daß jeder Felderverkauf eigentlich eine Zwangslage verrät, denn nie und nimmer begibt man sich im Bauernstande eines Feldes, wenn nicht wirtschaftliche Not dazu zwingt; wenn nun der Verkauf eines Feldes wirklich einmal durch die Gewalt einer fremden Person erzwungen wurde, so ist der Verkauf gleichwohl giltig, denn zwischen diesem und dem allgemeinen Verkauf besteht kein genereller Unterschied. Gut wird auch vom Verf. der talmudische Begriff אסמכתא abgehandelt; er nennt das einen Glücks- oder Hoffnungsvertrag.

Den übrigen Inhalt wollen wir nur kurz streifen: Zwangsverkauf eines Teiles vom Besitztume der Waisen; Vereinbarungen betreffs Bezahlung der Kaufsumme; Anfertigung einer zweiten Kaufurkunde (wenn nämlich der Käufer behauptet, daß er seinen Kaufkontrakt verloren hat, so ist der Gerichtshof, falls der Käufer die ursprünglichen Zeugen beibringt, berechtigt, einen neuen Kaufschein auszustellen und dem Käufer einzuhändigen); der Verkauf einer Urkunde; Verkauf des Knechtes und der Magd (ein interessantes, aber im wesentlichen nicht hieher gehöriges Kapitel), wofür sich im Talmud eine besondere, recht altertümliche Formel erhalten hat; s. auch Fischer in OLZ 1913 S. 307; Freilassungsurkunde usw.

Alles in allem ein nützliches Werk, dessen Lektüre jedoch für Nichttalmudisten dadurch erschwert ist, daß die Verästelungen des talmudischen Rechts allzu stark herbeigezogen werden. Mehr Belehrung gewährt die archäologische Seite, und wenn nun auf das hin, wie der Verf. behauptet, der eine oder der andere Punkt in meiner Talmudischen Archäologie zu berichtigen ist, so hat das nichts auf sich und es ist nicht hier der Ort, das auszutragen.

Semitistik, Islamistik.

Lesch, Dr. Walter: **Arabien.** Eine landeskundliche Skizze. Coburg (Bayern), Seidmannsdorferstr. 1a: Selbstverlag des Verf. 1931. (153 S.) gr. 8^0. = Sonderabdruck a. d. Mitteil. d. Geogr. Gesellsch. in München, Bd. XXIV, H. 1. RM 4 —. Bespr. von R. Paret, Heidelberg.

„Die vorliegende Arbeit will — so heißt es im Vorwort — nicht mehr sein als eine ‚Skizze', die

versucht, einerseits die weitverstreuten Einzeltatsachen zu einem Gesamtbilde organisch zu verknüpfen, andererseits die Lücken und Grenzen unseres Wissens aufzuzeigen und auf die Fragen hinzuweisen, die am dringendsten einer Erforschung und Klärung bedürfen. Insofern bildet diese Skizze zugleich eine Vorarbeit für eine zukünftige, ausführliche ‚Landeskunde Arabiens' ". Zuerst wird ein Überblick über die Erforschungsgeschichte gegeben (S. 7—10). Hierauf folgt die eigentliche Darstellung mit zwei Unterabteilungen: I. Die Natur (S. 11—76: Lage und Grenzen; Orographie; Geologie; Klima; Oberflächenformen; Pflanzenwelt; Tierwelt). II. Der Mensch (S. 77—140: Allgemeines über Arabien als Lebensraum; Religion; Der Beduine; Der seßhafte Araber; Die einzelnen Landschaften als Siedlungs- und Wirtschaftsgebiete; Verkehr; Politische Verhältnisse). In einer Schlußbetrachtung werden die gewonnenen Ergebnisse noch einmal zusammengefaßt (S. 141—46), und als letzter Anhang folgt schließlich ein zeitlich angeordnetes Verzeichnis der wichtigsten Schriften (S. 147—53).

Man wird es dem Verf. nicht verübeln können, daß er sich auf eine skizzenhafte Darstellung beschränkt hat. Da jedoch das Endergebnis so befriedigend ausgefallen ist, möchte man fast wünschen, er hätte sich gleich zu einem großen Wurf entschlossen und eine umfassendere Landeskunde von Arabien geschrieben. Dann hätte manche Einzelheit, die man bei einem Überblick über Arabien nicht gern missen möchte, mit angeführt werden können. Unter den gegebenen Verhältnissen darf man nun aber wenigstens die Hoffnung aussprechen, daß der Verf. nachträglich bald eine solche umfassende Landeskunde herausgeben möge, zumal seit Abschluß seines Manuskripts dem Mangel an Vorarbeiten durch einige wertvolle Neuerscheinungen[1] weiter Abhilfe geleistet worden ist. In den folgenden Bemerkungen sollen ein paar Fingerzeige gegeben werden für eine derartige „vermehrte" Neuauflage.

Die Umschrift der geographischen Namen würde besser etwas naturgetreuer wiedergegeben als nach dem Stieler'schen Vorbild. Vor allem würde es sich empfehlen, zwecks richtiger Betonung Akzente einzuführen (für kurzen betonten Vokal ′, für langen betonten Vokal ^). Bei der Wiedergabe der arabischen Konsonanten könnte man sich vielleicht nach dem Schema richten, das in der dreisprachig erscheinenden Enzyklopädie des Islam befolgt wird. Auf diese Weise wäre Fachleuten und Laien gedient. Bei einzelnen Namen haben sich übrigens direkt falsche Schreibungen eingeschlichen: S. 6 lies *Battuta* (noch besser: *Battûta*) statt *Batuta*; daselbst *Hamdani* (*Hamdânī*) statt *Hamdami*; S. 13ff. lies *Tihama* (*Tihâma*) statt *Tihamma*; S. 92ff. *Wahhab* (*Wahhâb*), *Wahhabiten* statt *Wahab*, *Wahabiten*; S. 108 lies *Djidda* statt *Djida*.

Sachliche Bemerkungen: S. 12: Arabisch „*Dschesira(t)*" heißt nicht nur Insel, sondern auch Halbinsel. Der Araber wird also, wenn er Arabien mit diesem Terminus bezeichnet, nur ausdrücken wollen, daß das Land auf drei Seiten von Wasser umgeben ist. Daß es auf der vierten Seite durch Wüste von der Umwelt abgetrennt ist, denkt sich der europäische Geograph dazu. — S. 54 und 122: Bei den Salzlagern wäre jetzt auch noch dasjenige von 'Aushaziya (Qasîm, 26° N) zu erwähnen. — S. 79f.: Bei der Unterscheidung zwischen Nord- und Südarabern wird es sich empfehlen, die problematischen Klassifizierungsversuche der einheimischen Genealogen (*Nisariten — Himyariten*) unerwähnt zu lassen. — S. 87 lies: bei *dem* Hadj statt bei *der* Hadj. — S. 88: Wenngleich für den Muslim jeder Andersdenkende praktisch als „Ungläubiger" gilt, so wird doch prinzipiell ein großer Unterschied gemacht zwischen den eigentlichen „Heiden" und den Angehörigen der Offenbarungsreligionen. — S. 89: Die Zeiten der täglichen fünf Gebete sind etwas genauer anzugeben. — S. 91f.: Die Sunniten und Schiiten unterscheiden sich im allgemeinen nicht durch Strenggläubigkeit auf der einen, Duldsamkeit auf der andern Seite. Auch würde in diesem Zusammenhang der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus besser nicht zum Vergleich beigezogen, da er nur cum grano salis zu verstehen ist und bei Nichtfachleuten immer eine inadäquate Vorstellung auslösen wird. — S. 91 Anm.: Das Urteil Harrisons über Beduinen und Städter wird nochmals überprüft werden müssen. Vielleicht spiegelt es doch mehr die Zustände in der Nähe des Persischen Golfs wider, während für das eigentliche Innerarabien eine Umkehrung der Verhältnisse anzunehmen ist. — S. 99 und 103: Beim Bau des Flachdachs wird man wohl auch in Arabien nicht ohne Holzbalken (Palmstämme) auskommen. — S. 108: Die Erklärung des Namens *Djid(d)a* als „Großmutter" (weil Eva dort begraben sein soll), würde besser unterbleiben. — S. 114: Das Urteil über die Bewohner der Oasenstädte Aneiseh und Bereideh dürfte jetzt, nach dem Erscheinen von Philby's *Arabia of the Wahabis*, etwas näher spezifiziert werden. Was hier als allgemein charakteristisch angeführt wird, paßt eigentlich nur auf die Bewohner von Aneiseh (s. Philby S. 218f., 238f., 268). — S. 138, Z. 27: lies 1913 statt 1911. — Von den Ausführungen des Verf.s über das heutige Arabien ist begreiflicherweise manches während der Drucklegung überholt worden. So hat sich das englische Bahnprojekt Transjordanien—Irak (S. 125) schon längst über das Stadium der bloßen Erwägungen hinaus entwickelt (vgl. Oriente Moderno 1931, S. 84). Die Benützung von Kraftwagen scheint sich in der Zwischenzeit ebenfalls mehr eingebürgert zu haben, als das der Verf. vor der Drucklegung ahnen konnte (S. 125; vgl. Philby, *Arabia of the Wahabis* S. VII; Oriente Moderno 1930, 619, 643f.; 1931, 33). Ferner hat das Fürstentum von Asir seine Unabhängigkeit seit dem Schutzvertrag vom Oktober 1926 noch weiter eingebüßt (S. 138f.; siehe Oriente Moderno 1930, S. 639—42). Endlich sind die Angaben über die für die Zukunft von Innerarabien so wichtigen Iḫwān-

1) A. Musil: American Geographical Society. Oriental Explorations and Studies Nr. 1—6. New York 1926—28 (vgl. ZDMG, NF 8/1929, 82—89; 9/1930, 259—70). Philby: Arabia of the Wahabis. London 1928 (vgl. Schriftenverzeichnis Nr. 159). Philby: Arabia. London 1930 (historisch, in annalistischer Anordnung). B. Thomas: Alarms and Excursions in Arabia. London 1931. Ders.: Arabia Felix. 1932.

Siedlungen (S. 138) längst überholt. Siehe Philby, Arabia (London 1930), S. 222ff., 227 (die an der letzten Stelle genannten Zahlen nach Amīn Raiḥānī, *Ta'rīḫ Naǧd al-ḥadīṯ wa-mulḥakātihi*, Beirut 1928, S. 412—14; vgl. übrigens die umfangreichere Liste neuerer Siedlungen [schon aus dem Jahr 1926!] in Sulaimān ibn Saḥmān's Anhang zu Ālūsī's *Ta'rīḫ Naǧd*, 2. Aufl., Kairo 1347, S. 130—36).

Wie schon erwähnt, zielen all diese Bemerkungen auf eine erweiterte Neuauflage von Leschs „Arabien" hin. Hoffen wir, daß eine solche trotz unserer z. T. immer noch mangelhaften Kenntnis der innerarabischen Verhältnisse bald erscheinen möge. Inzwischen haben wir aber allen Grund, dem Verf. für seine so treffliche ausgefallene erste „Skizze" dankbar zu sein.

Dhorme, le P. P., O. P.: **Langues et écritures sémitiques.** Paris: Paul Geuthner 1930. (III, 75 S.) gr. 8°. = Études sémitiques, publiées sous la direction du P. P. Dhorme, O. P., I. 25 Fr. Bespr. von H. Bauer, Halle.

Die vorliegende Arbeit sollte ursprünglich die Einleitung zu einem größeren Werk bilden, das der durch seine alttestamentlichen und assyriologischen Schriften rühmlichst bekannte Verfasser vorbereitet und das den Titel führen soll: „L'hébreu au cours des âges". Daß sie hier gesondert erscheint, ist insofern gerechtfertigt, als sie auf einen weiteren Kreis von interessierten Lesern rechnen kann. Die reichlichen, wenn auch naturgemäß nicht vollständigen Literaturangaben werden bei der weitgehenden Spezialisierung unserer Wissenschaft auch für den Semitisten vom Fach nützlich sein, da dieser heutzutage meist nur ein enges Gebiet zu übersehen pflegt.

Nach einem kurzen Kapitel über die sem. Sprachen überhaupt und ihre Einteilung werden die einzelnen Sprachen mit den betreffenden Schriftarten vorgeführt; den Schluß bildet ein Abschnitt über die Charakteristik der sem. Sprachen und eine historische Zusammenfassung. Die Einteilung ist die gewöhnliche in Ostsemitisch, Nord- und Südsemitisch. Jeder Zweig hat (nach S. 65) seine eigene Sprache ausgebildet, indem er sich von der ursprünglichen Einheit trennte. Man wird sich bewußt sein müssen, daß eine solche Einteilung, wenn sie auch für eine erste Orientierung hingehen mag, der Kompliziertheit der Verhältnisse in keiner Weise gerecht wird. Der Referent hat seit vielen Jahren den Standpunkt vertreten, daß das Altkanaanäische sowohl phonetisch (Entwicklung der Spiranten und Zischlaute) als auch morphologisch, syntaktisch und dem Wortschatz nach dem Akkadischen näher verwandt ist, und die neuerdings aus Ras Schamra bekannt gewordene Sprache scheint diese Anschauung durchaus zu bestätigen. Daß in ihr ein aramäischer und anscheinend sogar ein arabischer Einschlag vorhanden ist, zeigt nur, wie verwickelt die Dinge liegen. In den Kapiteln III—VII wird das Amorrhitische, Kanaanäische, Phönizische, Punische und Hebräische behandelt. Wenn dabei als Kanaanäisch die aus den Amarnabriefen konstruierte Sprache gilt, als Phönizisch aber die in der bekannten Buchstabenschrift geschriebene, so liegt insofern eine Überschneidung vor, als ja auch die Amarnabriefe zum größten Teil aus Phönizien stammen und nur 100—150 Jahre älter sind als die Grabinschrift des Aḥiram von Byblos. Daß das Kanaanäische seinerseits keineswegs einheitlich ist, ergibt sich schon daraus, daß die Amarnabriefe z. B. auf *rōš* „Kopf" und *ṣōn* „Schafe" führen, während in Ras Schamra das ' noch wie im Arabischen erhalten ist: *r'š*, *ṣ'n*, so wie bei Salmanassar II. das Vorgebirge von Nahr el-Kelb *šadū ba-'-li ra-'-si* heißt. — In den Abschnitten über Phönizisch, Aramäisch, Nabatäisch und Palmyrenisch, Sabäisch und Minäisch, Liḥyanisch, Thamudenisch und Ṣafaitisch ist dankenswerter Weise die wichtigste epigraphische Literatur verzeichnet. Für das Nabatäische wäre jetzt noch die sorgfältige Arbeit von J. Cantineau, „Le Nabatéen" zu nennen (I 1930, II 1932), für das Palmyrenische das demselben Verfasser zu verdankende „Inventaire des inscriptions de Palmye", bis jetzt sieben Faszikel. — Recht kurz gehalten sind die Kapitel XIII—XV über Äthiopisch, Ge'ez mit Tigre und Tigrigna sowie Arabisch.

Im Kapitel über die Charakteristik der semitischen Sprachen hätte angeführt werden können des Referenten Aufsatz „Entstehung des semitischen Sprachtypus" und Bauer-Leander, Hist. Gramm., S. 18f., 268f., 445, wo als Eigenart der sem. Sprachen bezeichnet wird: Vereinheitlichung der Vokalisation nach bestimmten Mustern und daraus sich ergebende Klassenbildung, die am auffälligsten im Verbsystem zutage tritt, aber auch ein großes Gebiet der Nominalbildung beherrscht; nur die Urform des Verbums (Aorist Qal) und die primären Nomina sind von diesem riesenhaften, in der Sprachgeschichte einzig dastehenden Analogieprozeß verschont geblieben. S. 58, wo als semitische Vokale aufgezählt werden a, e, é, è, o, u, hätte hinzugefügt werden sollen, daß das ursprüngliche System, das sich im Arabischen erhalten hat, nur a, i, u als konstitutive Vokale kennt. Der in der Phonetik neuerdings ausgebildete Begriff „Phonem" findet auf sie eine ausgezeichnete Anwendung, da der jeweilige Lautwert dieser Vokale in der Hauptsache durch die umgebenden Konsonanten bestimmt wird.

Einzelberichtigungen und Nachträge seien nur wenige aufgeführt, da alles, was schon

E. Littmann in seiner Besprechung in der Deutschen Literaturzeitung genannt hat, hier beiseite bleiben soll.

Zu S. 8. Man wird die persische Keilschrift nicht wohl eine „radikale Vereinfachung" der akkadischen nennen dürfen. Sie ist vielmehr, ähnlich der Alphabetschrift von Ras Schamra, eine völlige Neuschöpfung, die sich also nicht irgendwie aus dem Vorhandenen entwickelt hat, sondern von einem erfinderischen Geist gestaltet worden ist.

Zu S. 13 sind nachzutragen die Arbeiten von Böhl und Ebeling über die Sprache der Amarnabriefe. Die von den Schreibern dieser Briefe gebrauchten Formen sind aber nur mit größter Vorsicht für die Rekonstruktion der „Sprache Kanaans" zu verwerten, da man damit rechnen muß, daß sie zum Teil nur auf falschen Analogiebildungen und Umsetzungen beruhen, wie solches auch bei uns von ungebildeten Schreibern geschieht.

Zu S. 28. Die Behauptung, daß die Inschriften des Bar-Rkb fast ein reines Aramäisch darstellen gegenüber den aus Aramäisch und Kanaanäisch gemischten des Zkr und Panammu I., ist ungenau. Vielmehr ist die Zkr-Inschrift (abgesehen von ein paar religiösen Floskeln) und die Bauinschrift des Bar-Rkb rein aramäisch im Gegensatz zur sog. Panammu-Inschrift, die derselbe Bar-Rkb seinem Vater Panammu II. setzte und die mit ihrem אנכי „ich" und dem gänzlichen Fehlen des Emphaticus der sog. Hadad-Inschrift des Panammu I. nahesteht. Der Wandel ist also unter Bar-Rkb vor sich gegangen und hängt vielleicht mit einem politischen Umschwung zusammen, der sich in der Titulatur des Bar-Rkb verrät. Er nennt nämlich in der älteren Inschrift seinen Vater „König von ארי", in der Bauinschrift hingegen sich selbst „König von שמאל". — Jetzt wären hier noch die umfangreichen Inschriften von Sudschin aus dem 8. Jahrh. zu nennen, die kürzlich von P. Ronzevalle veröffentlicht worden sind (vgl. Archiv für Orientforschung VIII, 1—16).

Der vom Verfasser in Aussicht gestellten Arbeit über das „Hebräische im Lauf der Zeiten" sehen wir erwartungsvoll entgegen.

Averroès: Tahafot at-Tahafot. (L'Incohérence de l'Incohérence.) Texte arabe établi par Maurice Bouyges. Beyrouth: Imprimerie Catholique 1930. (XL, 679 S.) 4°. = Bibliotheca Arabica Scholasticorum, Série Arabe, Tome III. Bespr. von S. van den Bergh, Paris.

Der zweite Band der Bibliotheca Arabica Scholasticorum hat alle Vorzüge des ersten Bandes, die gleiche Genauigkeit des Textes, das gleiche feine philosophische Verständnis, dieselbe gute typographische Versorgung und der kleine Mangel, der dem ersten Band anhaftete, fehlt bei ihm, nämlich die etwas zu große Vielfältigkeit der Glossen und Varianten. Es bestehen viel weniger Handschriften von Averroès' Tahâfot at-Tahâfot als von Ghazālī's Tahâfot, aus der Art der Sache gibt der Herausgeber also auch weniger Varianten, aber sie genügen vollständig, und der Text von Averroès' Tahâfot ist nicht weniger gut als der von Ghazali's Tahâfot; zwischen den beiden Texten bestehen aber bisweilen Abweichungen, die jedenfalls teilweise, so scheint es mir, auf Rechnung der Kopisten kommen.

So hat Averroès S. 5 L. 2 موقع, während Ghazālī وقع hat, وقع aber — was einen Eindruck in die Seele macht — scheint mir besser. S. 5, 6 hat Averroès عنه, während Ghazālī das Wort ausläßt, ich glaube, der Sinn, denn es ist hier die Rede von der reinen Potenz überhaupt, fordert die Streichung des Wortes. Hier und dort würde ich kleine Änderungen in den Text anbringen, so scheint mir z. B. S. 8, 4 يلحقه منه nicht richtig, wahrscheinlich sind diese Worte eine Glosse, falls man sie behalten will, ist wohl zu lesen: يُلْحَقُ فيه, das Prinzip der Änderung ist Substrat der Änderung. S. 8, 13 ist statt الفاعل wohl للفاعل zu lesen und S. 8, 14 (mit den meisten Handschriften) فاعل statt فاعلا, man übersetze etwa: man braucht notwendig für den neuen Modus im neuen Agens ein andres Agens. Im allgemeinen zeigt der Text aber das feine Verständnis des Herausgebers für die arabische Philosophie und es gibt manche Stellen, die erst durch diesen Text einen Sinn gewinnen. Sehr schön ist z. B. S. 9. 16 يتحدد statt des üblichen يتجدد.

Kohn, Hans: Nationalismus und Imperialismus im Vorderen Orient. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag 1931. (455 S., 4 Skizzen im Text.) 8°. RM 10 —; Lw. RM 12.50. Bespr. von Gotthard Jäschke, Neubabelsberg.

Der Verf. hat sich offensichtlich bemüht, die Mängel zu vermeiden, die seinem früheren Werk „Geschichte der nationalen Bewegung im Orient" anhaften[1]. Er beschränkt sich ganz auf den vorderen Orient, zu dem er nur Ägypten, die Mandatsländer und die arabische Halbinsel rechnet. In der Einleitung („Vom Okzident zum Orient") stellt er sich als Thema die Geschichte dieses Gebiets im letzten Jahrzehnt (ausschließlich der Friedenskonferenzen) und gibt er einen kurzen Überblick über die geistigen Beziehungen, die heute die arabische Welt von Kairo bis Baġdād verbinden. In 4 Kapiteln („Alt-neue Straßen des Weltverkehrs", „Vom Mittelalter zur Neuzeit", „Stände und Klassen", „Imperialismus und Nationalismus") untersucht der Verf. dann die Entstehung der arabischen Nationalbewegung, die vom primitiven Freiheitsstreben zum Bewußtwerden der Volksindividualität und — besonders in Aufstandszeiten — zum Erlebnis der nationalen Einheit geführt und einerseits eine Erneuerung des Islams und eine Zurückdrängung religiöser Gegensätze, andererseits wegen ihres demokratischen Ursprungs einen gewissen sozialen Ausgleich bewirkt habe, obwohl sie noch einer weiteren Vertiefung auf sozialem und kulturellem Gebiete bedürfe. Auf die große Bedeutung der Jugendbewegung und der Frauenfrage wird hingewiesen (S. 44, 52). Am Beispiel Zyperns zeigt der Verf. die grundverschiedene Einstellung des Imperialismus, der

1) OLZ 1930 Sp. 425—430 und Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Bd. 62, S. 139—152.

vorhandene Gegensätze nur zur Befestigung seiner Herrschaft ausnutze.

Die Einzeldarstellung des Buches umfaßt 6 Kapitel: „Ägypten: Die Eroberung der Unabhängigkeit", „Palästina: Juden und Araber", „Transjordanien: Das alte Grenzland", „Syrien: Die Staatsprobleme des Nationalismus", „Irak: Ein Beispiel für Mandatspolitik", „Die arabische Halbinsel: Der Stern Ibn Sauds". Beachtlich ist ein längerer Abschnitt über die Kurdenfrage. In einem Schlußkapitel („Brükken zwischen Orient und Okzident") legt der Verf. die Möglichkeit friedlicher Entwicklung und Überwindung innerer Spannungen dar.

Wenn dem Verf. auch diesmal — wohl wegen mangelnder Sprachkenntnis[1] — die arabischen Quellen verschlossen blieben, so hat er doch in weitem Umfange europäisches Dokumentenmaterial ausgewertet. Den „Anmerkungen", die allein 62 Seiten des Buches füllen, folgt eine gute Literaturübersicht, von der besonders die Zusammenstellung zahlreicher amtlicher Publikationen Englands und des Völkerbundes wertvoll ist.

Die Sprache[2] ist lebendig und — selbst bei der Darstellung palästinensischer Probleme — durchaus sachlich. Das Bestreben, der arabischen Nationalbewegung gerecht zu werden, verleitet den Verf. sogar, die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten zu unterschätzen, wichtige Tatsachen, wie die Hinausschiebung der Inkraftsetzung der syrischen Verfassung[3], zu übersehen und in seinen Prognosen einem allzu kühnen Optimismus Raum zu geben (S. 23: der Ausbau der Bagdad- und Hedschasbahnen, „eine Frage weniger Jahre", S. 322: „gleichzeitig mit Mesopotamien wird auch Ägypten dem Völkerbund beitreten", S. 360: „wenig später auch der Hedschas und Syrien"). Die geistige Entwicklung des modernen Arabertums kommt bei der Benutzung von hauptsächlich amtlichen Quellen naturgemäß zu kurz.

Am schwächsten sind wieder die (wenigen) Stellen, an denen die Türkei erwähnt wird. Man kann doch kaum behaupten, daß der Prozeß der Umformung der Religion durch den Nationalismus in der Türkei vollendet sei (S. 37). Die türkische Republik hat — wenigstens seit ihrer Ausrufung am 29. 10. 1923 — auf die „Verbundenheit mit dem Islam" ebensowenig Wert wie auf den „Rückhalt im Gesamtislam" gelegt, wohl aber die Geistlichkeit einer strengen Kontrolle durch das Amt für religiöse Angelegenheiten (Diyanet İşleri Reisliği) unterworfen (S. 42). Die kulturellen Reformen der Türkei sind in den arabischen Ländern nur von gewissen Kreisen „mit Gleichmut" aufgenommen, von andern aber als Vorbild durchaus abgelehnt worden (S. 43).

Inwieweit das Nationalitätenrecht der Sowjetunion wirklich „zukunftweisend" (S. 97) gestaltet ist, wird der Verf. auf seiner jüngsten Reise festzustellen Gelegenheit gehabt haben.

1) S. 346: „Dem Scharia"; vgl. auch S. 401: „leicht zugängliche Literatur".

2) Warum zieht der Verf. die englisch-französische Schreibweise „ottomanisch" der in Deutschland gebräuchlichen „osmanisch" vor?

3) Arrêté No. 3111, Art. 2 (Oriente Moderno X 239). Auch die irakische Mandatsurkunde vom 27. 9. 1924 (Cmd. 2317) verdiente Erwähnung.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Mowle, A. C., M. A.: The New Turkish. An Elementary Grammar, Vocabulary, and Phrase Book of the Turkish Language in the New Latin Characters. Printed by permission at the Government Printing Office, Nicosia, Cyprus. London: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co.. 1930. (II, 65 S.) 8°. 4 sh. 6 d. Bespr. von H. W. Duda, Leipzig.

Das Werk gibt vor, eine Elementargrammatik des Osmanischen zu sein, ist aber höchstens als äußerst dürftiger und anfechtbarer Leitfaden zur Erlernung eines auf Zypern gesprochenen türkischen Slangs aufzufassen. Da der Verf. sich aber nur allzu oft als turkologischer Außenseiter entpuppt, für den die bisherigen internationalen Arbeiten auf dem Gebiete der Osmanistik einfach nicht existieren, ist sein Buch auch für die Dialektforschung von nur höchst zweifelhaftem Wert.

Mit dem Satz: „There is no marked accentuation in Turkish words" tut er S. 5 die Akzentlehre ab, ohne auf sie irgendwie wieder zu sprechen zu kommen, selbst wenn dies bei der Behandlung des Verbum substantivum, der Negations- und der Interrogativpartikel äußerst notwendig gewesen wäre. Die Orthographie, die sich zwar des neuen Lateinalphabets bedient[1], ist inkonsequent und häufig falsch; sie wird durch die Anwendung eines angeblich die Aussprache erleichternden Bindestrichsystems zu einem irreführenden Durcheinander. Der Unterschied zwischen analytischer und synthetischer Genitivkonstruktion scheint dem Autor nicht ganz klar geworden zu sein, überhaupt wird die Deklination sehr unübersichtlich dargestellt. Dem Hilfsvokal beim Präsens II steht der Autor trotz Weil § 122 vollkommen ratlos gegenüber (S. 30): „This can only be learnt by experience, or from a vocabulary". Als 1. pers. plur. des Präsens II gibt M. bloß -ik an[2], ohne die im heute offiziellen Stambuler Osmanisch gebräuchliche Form auf -iz auch nur zu erwähnen. M. registriert die Form auf -iz, allerdings mit der merkwürdigen Orthographie -meğ-iz, nur beim negierten Präsens II. Auch sonst werden Dialektformen gebracht, wenn auch mit ihren Entsprechungen; so gel-e-ceğ-iñ für geleceksin, gel-ir-iñ für gelirsin, gel-ir-mi-yiñ für gelir misin, gel-i-yor-mu-yuñ für geliyor musun usw. (S. 32). — Die zwei Arten des ki werden nicht erkannt (S. 47), und das nomen actionis auf -dik wird als Particip. praet. bezeichnet und folgendermaßen konstruiert (S. 48): dün gel-dik hanım „the lady who came yesterday" usw., obwohl die Form auf -dik in dieser Konstruktion sehr selten ist und nur in festen Ausdrücken vorkommt[3]. Es

1) M. führt noch den Buchstaben ñ ein, was wohl für zypriotische Verhältnisse notwendig war, ist aber auch in der Anwendung dieses Mittels nicht exakt.

2) Vgl. Deny § 551 Rem. 1 und J. Németh, Türkische Grammatik, Leipzig 1917, § 123.

3) Vgl. Deny § 743.

entzieht sich aber meiner Kenntnis, ob der Gebrauch auf Zypern darin von der Norm abweicht. Schließlich wollte allem Anscheine nach M. eine Grammatik des Osmanischen und nicht eine Dialektstudie liefern. Auch der Bildung des Passivums (S. 51) steht der Autor vollkommen hilflos gegenüber. Ferner sind auch die Vokabellisten nicht ganz in Ordnung; genannt sei z. B. hayde, aferim (sic.!). In den Satzbeispielen wird eine saloppe, der vulgären Umgangssprache eigene Wortstellung angewandt.

Und so könnte man noch eine Fülle von Fehlern und eine Menge falscher und schiefer Darstellungen nachweisen, die M.s Buch als Einführung ins Osmanische ungeeignet machen.

Heuser, Fritz u. Ilhami Şevket: Türkisch-Deutsches Wörterbuch. Istanbul-Galata: Verlag „Universum" 1931. (XV, 568 S.) 8°. Bespr. von O. Spies, Aligarh (India).

Bei dem recht dürftigen Stand der türkischen Lexikographie ist ein neues türkisches Wörterbuch vom wissenschaftlichen Standpunkt sehr zu begrüßen. Dazu kommt, daß nach Einführung der Lateinschrift in der Türkei sich auch das Bedürfnis nach einem in der neuen Schrift abgefaßten Wörterbuch, das praktischen und wissenschaftlichen Zwecken gerecht wird, einstellte. Das erste, nunmehr vorliegende Lexikon dieser Art ist in deutsch-türkischer Zusammenarbeit von F. Heuser, Lehrer an der Deutschen Schule in Istanbul, und I. Şevket, einem jungen türkischen Juristen, der auch in Deutschland studiert hat, unter Mitwirkung von H. Ritter entstanden. Ritter hat das Manuskript und die Korrekturen gelesen und ein kurzes, gehaltvolles Vorwort beigesteuert, in dem er auf die durch die Erneuerung der türkischen Kultur hervorgerufenen Wandlungen im Wortschatz hinweist und die bei der Sammlung befolgten Grundsätze darlegt. Diese Wandlungen wirken sich hauptsächlich auf folgenden Gebieten aus:

1. Für die früheren Begriffe der staatlichen, religiösen und gesetzlichen Einrichtungen und Vorstellungen wurden neue Wörter geschaffen.

2. Die familiäre Umgangssprache hat eine Menge aus dem türkischen Wortschatz an die Sprache des öffentlichen Lebens, der Literatur und Journalistik abgegeben.

3. Wörter persischen und arabischen Ursprungs sind teilweise durch europäische, hauptsächlich französische, auf dem Gebiete des Sports usw. durch englische, ersetzt worden.

4. Türkische Wörter sind teils neu gebildet, teils haben sie einen Bedeutungswandel durchgemacht.

Demgemäß mußte der ganze Wortschatz vollständig neu durchgeprüft werden und nichts konnte aus den alten Wörterbüchern übernommen werden. Es ist erstaunlich, wie stark die Anleihen aus dem Französischen sind, und mit welcher Rigorosität europäische Wörter anstelle der guten orientalischen gesetzt sind. Charakteristisch ist z. B. S. 325, Spalte 1, S. 155, Sp. 1, S. 344, Sp. 1, wo etwa ¾ bzw. ½ der Wörter europäischen Ursprungs sind. Ich kann mir schlecht denken, daß solche Wörter auch in die breite Masse des Volkes eingedrungen sind; sie werden in der Schriftsprache gebraucht und wohl nur von den Gebildeten verstanden. Diese Französierung ist übrigens noch im Anschwellen begriffen.

Sehr zu begrüßen ist, daß bei den einzelnen Wörtern Phrasen, Redensarten und phraseologische Ausdrücke aufgeführt, ferner bei den Verben die Konstruktion angegeben und durch zahlreiche Beispiele belegt werden. Die Phraseologie ist ganz neu, ohne Abhängigkeit von früheren Sammlungen, zusammengestellt; die Beispiele sind durchweg der neuesten Sprache entnommen.

In reichem Maße ist die familiäre und vulgäre Umgangssprache berücksichtigt. Es ist eine Menge von Wörtern aufgenommen, die anderswo nicht verzeichnet sind[1]. Die Verfasser sind dankbar, wenn man fehlende Worte sammelt und ihnen zuschickt, damit sie in die neue Auflage aufgenommen werden können, natürlich nur solche der modernen Sprache.

Um die Brauchbarkeit des Lexikons zu prüfen, habe ich einige Zeitungen und moderne Erzählungen mit dem Wörterbuch schulmäßig präpariert und kann nur sagen, daß mir das Lexikon dabei gute Dienste geleistet hat.

Dieses Wörterbuch beansprucht insofern auch kulturpolitisches Interesse, als den Türken die Möglichkeit gegeben wird, die deutsche Sprache mit diesem Hilfsmittel leichter zu erlernen. Gerade in der Hand von Türken, die Deutsch lernen und lesen, und von Deutschen, die sich dem modernen Türkischen widmen, wird es sich als ausgezeichnetes Hilfsmittel erweisen.

So ist ein auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitetes Wörterbuch des Neutürkischen entstanden, das eine fühlbare Lücke ausfüllt, die sich mit der Einführung der Lateinschrift und der durch die Erneuerung der türkischen Kultur hervorgerufenen Bedeutungswandlungen und neuen Entlehnungen bemerkbar gemacht hat.

Südasien.

Woolner, A. C., and Lakshman Sarup: Thirteen Trivandrum Plays attributed to Bhāsa, translated into English. Vol. II. Published for the University of the Panjab, Lahore. London: Oxford University

1) Ein Teil davon findet sich wieder bei M. Mikhailov, Matériaux sur l'argot et les locutions populaires turc-ottomans, Leipzig 1930 und Fr. Steinherr, Zur Stambuler Volks- und Gaunersprache, Islamica Vol. V (1931), S. 178. In OLZ 1931, Nr. 12, S. 1021ff. suchte ich die Herkunft verschiedener Wörter dieser Art festzustellen.

Press 1931. (V, 181 S.) gr. 8°. = Panjab University Oriental Publications, Nr. 13. Bespr. von Hermann Weller, Tübingen.

Nach verhältnismäßig kurzer Frist ist nun der zweite Band des die 13 sog. Bhāsa-Dramen umfassenden Übersetzungswerkes erschienen. Er enthält die folgenden sieben Stücke: Dūtavākyam, Dūta-Ghatotkacam, Karṇa-bhāram, Ūru-bhaṅgam, Avimāraka, Bāla-caritam, Abhiṣeka-nāṭakam. Damit hat ein Werk seinen Abschluß gefunden, das eine längst schmerzlich empfundene Lücke ausfüllt und in seiner handlichen Form und schönen Ausstattung gewiß allerseits lebhaft begrüßt wird. Eine vollständige deutsche Übersetzung gibt es leider noch nicht. Mein einstiger Plan, eine solche zu liefern, konnte nicht zur Ausführung kommen infolge der Ungunst der Zeitverhältnisse, die mir berufliche Arbeitsüberlastung brachten und auch den Verleger abschreckten, das Unternehmen weiter zu unterstützen. Freuen wir uns trotzdem, daß diese Sammlung interessanter Schauspiele dem Nicht-Sanskritisten nunmehr wenigstens in englischer Sprache zugänglich ist.

Und diese englische Übersetzung kann ich, um es kurz zu sagen, empfehlen. Die gediegenen Einleitungen geben eine kurze Inhaltsübersicht und stellen einige wichtige Tatsachen heraus. So werden die Unterschiede zwischen der Fabel des Dūtavākya und der betreffenden Erzählung des Mahābhārata aufgezeigt, ferner wird auf die Vereinfachung der epischen Vorlage im Karṇabhāra und am Schluß auf einen in diesen Schauspielen mehrfach wiederkehrenden Zug hingewiesen. Ein Index, der hauptsächlich nach kulturgeschichtlichen und lexikalischen Gesichtspunkten ausgewählte Wörter und Begriffe zusammenstellt, kann der Ausgangspunkt für bedeutsame Untersuchungen werden.

Der Stil der Übersetzung macht auf mich auch diesmal den Eindruck voller Lebendigkeit und Frische: zwei Beispiele vortrefflicher Wiedergabe: Dūtavākya 5+ (S. 6): *grahaṇam asyātra hitaṃ paśyāmi*: „Prison, I think, is the best place for him" und S. 138 (Bālacarita V, 9+): *aṅgho vādehi vādehi saṅkhapaṭahāni*: „Fi — fo — fum, beat the battle drum". Ob das einen Diener herbefehlende *ko 'tra* im Englischen wörtlich wiedergegeben werden kann, mit „who is there", weiß ich nicht: im Deutschen müßte jedenfalls etwa „Heda!" oder etwas Ähnliches dafür gesagt werden.

Es sei mir gestattet, hier die Gelegenheit zu benutzen und aus meiner im Manuskript vorliegenden Avimāraka-Ausgabe einige Bemerkungen hierherzustellen: zu S. 75, Anm. 1: *?kriyantām*: auch ich lese II, 7+ *kriyantām* und bemerke: „Der Plural *mālāḥ*, weil eine Reihe von Palastgebäuden vorhanden ist". Zu S. 79 (Anfang des Aktes III): *vaṇṇiāraṃ* „the wedding paint": meiner Anmerkung zu dieser Stelle entnehme ich: „Auffallend ist die neutrale Endung. Aber vgl. *purusa-āraṃ* (Neutrum!) Pratijñ. III, 5/6 ‚Dienstleistung'. Auch in unserem Fall muß *kāra* die Bedeutung ‚Leistung' haben; *varṇi* steht hier im Sinne von ‚Gold' (vgl. pw.). Es ist also von einem Akt die Rede, bei dem Gold zu ‚leisten', d. i. zu spenden ist. Es handelt sich offenbar um die im Mānavagṛhyasūtra I, 8 bei dem Kanyādāna vorgeschriebenen Zeremonien; s. Beitr. zur ind. Erotik von R. Schmidt, S. 667: ‚Der Geber spendet Handspenden mit Gold, indem er sagt: »Zum Reichtum dich!« Der Empfänger spendet ebenso, indem er sagt: »Zur Nachkommenschaft dich!« Diese gegenseitige ‚Leistung' an Gold wurde, wie die Dienerin sagt, auch hier von den beteiligten Parteien entgegengenommen, und somit war die Vermählung, die von der eigentlichen Hochzeitsfeier zu unterscheiden ist, vollzogen."

Zu S. 88, Anm. 1: *astikaraṇam*: vgl. *asti-kṣīrā*, Milch habend pw. — S. 94 (Anfang des Aktes V): And these peacocks etc.: „Hier liegt wohl eine Textverderbnis vor. Es wird offenbar auf die in der indischen Literatur häufig erwähnte Erscheinung angespielt, daß die Pfauen beim Eintritt der Regenzeit tanzen. *pīṭhamarda* bedeutet auch ‚Tanzmeister'; *ahmāaṃ* wird einen mit *iti* (*tti*) abschließenden Gedanken eingeleitet haben, und so vermute ich, daß etwa *ahmāaṃ rāaïlaṃ māṇaṇīaṃ tti* herzustellen ist. Also: ‚diese Pfauen gebärden sich, mehr als einem lieb ist, als Tanzkünstler, in dem Gedanken: wir müssen dem königlichen Hause Ehren bezeugen'." — *suasāriā* ist Plural (für Dual) und Dvandva: Papagei und Predigerkrähe: vgl. Kauṭil. 1, 11, 15, 2. — *bhūdiasāriā*: es muß natürlich heißen *bhūdia-cāriā* (*bhūtika-cārikā*), ‚die Dienerin des (Ministers) Bhūtika'. — *ṇivededi*: vielleicht *ṇivvededi* (*nirvedayati*) ‚Macht mir Verdruß' zu lesen."

Zu S. 102 (VI, 8+): Bhūtika. Victory to your Highness! Der Originalsatz fehlt in einer Handschrift. Der ursprüngliche Text lautete vielleicht: (Kuntibhoja spricht) . . . . . *diṣṭyā bhavān vardhate*. — (dann an Bhūtika gewendet) *Bhūtika! nanu Viṣṇusena-mātā* etc. Nach der Anrede „*Bhūtika*" hat die andere Handschrift die Höflichkeitsformel: *jayatu svāmī* hinzugefügt.

S. 121 (Bālacarita, Schluß des Aktes I): This, too, is another wonder caused by the prince. Ich möchte *bhūtam* als „Wesen" auffassen und *kumarāt* von *antaraṃ* abhängig machen: ein von dem Prinzen verschiedenes großes Wesen, d. h. außer dem Prinzen noch ein anderes großes Wesen.

Die Übersetzer sind geneigt, sowohl im Dūtavakya als auch im Bālacarita die Szenen zu streichen, in welchen Wischnus Waffen auftreten. Vielleicht mit Recht. Aber möglich wäre solches auch in einem alten Stück. Das Ballettartige dieser Szenen erinnert an den volkstümlichen Mimus, und Göttersymbole sind in Indien eine alte Sache. Solche ballettartigen Szenen waren vielleicht gerade beliebt bei dem Publikum. Streichen wir die des Dūtavākya, so wirkt das Abschiedswort Krischnas „Auch ich will nun gehen usw." matt, und man bekommt den Eindruck, daß alles ausgeht wie das Hornberger Schießen. Ich glaube auch, daß es nicht nötig ist, die Szene, wie die Übersetzer vorschlagen, anders einzuteilen. Wenn wir sie annehmen, müssen wir sie lassen, wie sie ist. Ich denke mir, Sudarśana sammelt schließlich alle nach Art eines Balletts um sich, ehe er abtritt. Wenn es von den einzelnen Gestalten jedesmal heißt: *hanta nivṛttaḥ*, so ist das nicht so aufzufassen, als ob die betreffende Gestalt fortgegangen wäre, sondern es ist damit nur gesagt, daß sie von ihrem beabsichtigten Angriff auf Duryodhana Abstand nimmt. Ich billige aber durchaus das Verfahren der Übersetzer, die ihre Vermutungen nur vorsichtig andeuten und sich gewissenhaft an den Text halten. Die obengenannte Umstellung z. B. ist nur durch eckige Klammern angezeigt, so daß der Leser des Sanskrittextes bei dem Vergleich mit der Übersetzung nicht im geringsten gestört ist.

Die Benutzung des Buches wird auch dadurch sehr erleichtert, daß neben den Seitenzahlen auch angegeben ist, welche Strophen auf den betreffenden beiden Seiten vorkommen: z. B. auf Seite 82 finden wir die Angabe III, 10, auf S. 83 III, 17: d. h. wir haben hier die Strophen 10—17 des dritten Aktes mit ihrer Prosaumgebung vor uns. Das Zitieren nach Akten und Strophen bei Dramen halte ich für das

einfachste Verfahren. Früher oder später werden doch noch Ausgaben der 13 Trivandrumtexte hergestellt werden, und dann würde ein Zitieren nach den Seiten und Zeilen, wie es meist üblich ist, die größte Verwirrung anrichten. Man könnte statt dessen z. B. mit IV, 5+ die auf die fünfte Strophe des vierten Aktes folgende Prosapartie bezeichnen, mit IV, 0 die Prosapartie vor der ersten Strophe dieses Aktes. Wenn Prosateile besonders lang sind, kann man mit a, b, c abteilen, wobei dann b etwa die Stellen um die Mitte bezeichnen würde. Diese Bezifferung müßte dann, etwa so wie in der vorl. Übersetzung auch auf den Seiten der Textausgaben angebracht werden.

Möge dieses englische Übersetzungswerk das allzu rasch in den Hintergrund gedrängte Studium der umstrittenen 13 Dramen zu neuem Leben wecken; ich bin überzeugt, daß sie uns noch manches zu sagen haben.

Kirfel, W.: **Bhāratavarṣa** (Indien). Textgeschichtliche Darstellung zweier geographischen Purāṇa-Texte nebst Übersetzung. Stuttgart: W. Kohlhammer 1931. (VI, 71 S.) gr. 8°. = Beiträge zur indischen Sprachwissenschaft und Religionsgeschichte, hrsg. von J. W. Hauer, 6. Heft. RM 10 —. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Professor Kirfel ist durch seine vorhergehenden großen Arbeiten über die indische Kosmographie sowie über das Purāṇa Pañcalakṣaṇa die anerkannte Autorität auf den Gebieten der indischen Erdbeschreibung und der Purāṇaforschung geworden. Daß wir von seinem Riesenfleiß und seiner kritischen Akribie Weiteres innerhalb dieser wichtigen, aber bisher leider ziemlich vernachlässigten Gebiete zu erwarten hatten, ist nur ganz natürlich. Eine kleinere Vorarbeit, die sich mit zwei geographischen Texten, die die Beschreibung des Bhāratavarṣa enthalten, befaßt, liegt nun als das vorläufig letzte Heft der von Professor Hauer herausgegebenen Beiträge vor. Es handelt sich um einen kürzeren und einen längeren Text, deren gegenseitiges Verhältnis besprochen wird; dann werden die einzelnen Texte in kritischer Sichtung und Übersetzung dargeboten. Auf Einzelheiten kann natürlich hier nicht eingegangen werden; trotz seiner mangelhaften Kenntnisse auf diesem Gebiet fühlt sich doch Referent — wie übrigens auch bei den früheren Arbeiten des Verfassers — durch die außerordentliche Gründlichkeit und Bewältigung des Stoffes stark beeindruckt. Professor Kirfel spricht an einigen Stellen von neuen Untersuchungen dieser Art, denen wir bald zu begegnen hoffen.

Nyanatiloka: Visuddhi-Magga oder „Der Weg zur Reinheit". Die größte und älteste systematische Darstellung des Buddhismus, zum ersten Male aus dem Pali übersetzt. I. Bd. München-Neubiberg: Benares-Verlag, Ferdinand Schwab 1931. (XVI, 287 S.) gr. 8°. RM 7 —; geb. 9 —.

Govinda, Brahmacari: **Abhidhammattha-Sangaha.** Ein Compendium buddhistischer Philosophie und Psychologie. Aus dem Pali zum erstenmal ins Deutsche übersetzt, verbunden mit erläuternden Zwischentexten und einer Einführung in die Psychologie des Pali-Buddhismus. Ebda 1931. (LXII, 175 S.) gr. 8°. RM 7 —; geb. 9 —. Bespr. von William Stede, London.

Beide Bücher sind im Benares-Verlag (früher Oskar Schloss), München-Neubiberg, erschienen. Von dem ersten dieser Werke wurde der einleitende Teil schon 1928 in der im selben Verlage erscheinenden „Zeitschrift für Buddhismus" veröffentlicht.

Es würde zu weit führen, diese Übersetzung der ersten 4 Kapitel des Visuddhi Magga in Einzelheiten besprechen zu wollen. Einige Hinweise mögen genügen, um sie zu kennzeichnen. Als eine „translatio princeps" ins Deutsche (Verf. hätte auf dem Titelblatte diese Einschränkung machen können), ist sie Zeugnis von dem Talent und Fleiß des Verfassers. Sie kommt einem lang gefühlten Bedürfnis entgegen. Ich muß gestehen, daß mir diese deutsche Übersetzung besser gefällt als die englische (von Pe Maung Tin, Pali Text Society), was zum Teil seinen Grund in der Sache selbst hat, da das Deutsche dank seines philosophischen Charakters sich besser als irgend eine andere Sprache zur Übersetzung des Pali (und Sanskrit) eignet. Aber auch in bezug auf die Genauigkeit übertrifft diese Übersetzung die englische. Ich stimme dem Verf. bei, wenn er z. B. auf S. 53 M. Tin's Übersetzung als irreführend bezeichnet, wie denn auch sonst der letztere manche Stellen des Pali-Textes mißverstanden hat.

Die große Schwierigkeit der Übersetzung von Fachausdrücken, die hier, wo es sich um Ausdrücke der verwickeltsten Denkprozesse handelt, ganz besonders groß ist, hat der Verf. glücklich überwunden. Dies ist sowohl seiner großen Vertrautheit mit der Sache selbst zu verdanken, wie auch seiner umfassenden Kenntnis des Pali.

Dasselbe ist von dem zweiten zur Besprechung vorliegenden Buche zu sagen. Auch in diesem Falle lag der wissenschaftlichen Welt schon eine vollständige Übersetzung von dem Verf. unter seinem bürgerlichen Namen E. L. Hoffmann in der Z. f. B. (1926 und 1928) vor, die sich bis auf S. 142 des Buches erstreckt und der eine vorzügliche Einleitung über das Wesen und die Bedeutung des Abhidhamma vorausgeschickt ist. Dieser erste Band umfaßt die Hälfte des gesamten Kompendiums. Auch hier ging eine englische Übersetzung (von Shwe Zan Aung, Pali Text Society) voraus, die sich zur deutschen ebenso verhält wie die des oben besprochenen Buches. Da es sich hier um ein ganz besonders „spezielles" Fachgebiet handelt, welches nur für denjenigen Interesse hat und eine wirkliche geistige Förderung bedeuten kann, der sich Jahre lang in die Philosophie des Abhidhamma eingelebt hat (und das ist keine leichte Sache!), so liegt eine eingehende Erörterung des Inhalts dieses Buches außerhalb des Rahmens der Besprechung. Die Übersetzung sei allen Fachgenossen angelegentlich empfohlen.

Piper, Hartmut: **Der gesetzmäßige Lebenslauf der Völker Indiens.** Leipzig: Theodor Weicher 1931. (XVI, 232 S.) gr. 8°. = Die Gesetze der Weltgeschichte. Völkerbiologie. II. Abt.: Völkerbiographie und -biologie der Menschheit, 2. Teil: Indien. RM 6 —. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Hartmut Piper (mit dem Pseudonym „Mantis") ist nicht von heute und gestern. Er publiziert seit längerem „das grundlegende Werk der Völkerbiologie", genannt „Die Gesetze der Weltgeschichte". Die 1. Abtlg. „Vgl. Völkerbiographie Europas" liegt schon in 2., unveränd. Auflage vor; sie behandelt in 5 Teilen „das öffentl. Leben (d. pol. u. soziale Lebenslauf d. Völker), d. Weltanschauung (d. rel. u. philos. L. d. V.), d. Kunst (d. künstler. Leben d. V.), d. Dichtung (d. literar. u. sprachl. L. d. V.), Ergebnisse: d. gesetzmäßige Lebenslauf d. V. — mit e. Ergänzungsheft: die Diktatur im Anmarsch" — . . . denkt da einer an Spengler? — Piper nicht (und mit einigem Recht, wie sich zeigt). — In der 2. Abtlg. seines Werks „Völkerbiographie und -biologie der Mensch-

heit" schwenkt P. seine Front mit dem 1. Teil auf den „gesetzmäßigen Lebenslauf d. Völker Chinas u. Japans" ein und gerät dabei — ins Schußfeld Krausescher Kritik. Die Narben zeigt das Vorwort des 2. Teils „d. gesetzmäß. Lebenslauf d. Völker Indiens" — am Eingang des neuen Arbeitsfeldes hat P. einige Selbstschüsse mit Warnungstafeln für Fachrezensenten eingebaut, indem er F. E. A. Krause als Verfasser einer „im alten, nur chronologisch referierenden Stil" verfaßten „Konkurrenzgeschichte" Chinas und Japans in seinem kritischen Verhalten „unsachlichste Erledigung unbequemer Neuerer, orthodoxe Arterienverkalkung und Sterbensreife" nachsagt. Sachlich wird er darin rechthaben, daß K.s Buch geschichtsphilosophisch (um dies große Wort zu gebrauchen) ganz traditionell, nicht originell ist. Die „heutige wissenschaftl. Orthodoxie" stört P. nach diesem Rencontre wenig mehr, dafür „überblicke ich die aufgedeckten völkerbiologischen Beziehungen und Gesetze schon zu klar und bin daher meiner Sache, ihres Wertes und Enderfolges zu sicher", ihr „Aufbrausen gegen jede neue Lehre als revolutionäre Unterminierung ihrer Autorität und bolschewistischer Einbruch in ihre wohlgepflegten Kohlgärten . . . ist buchstäblich eine ebenso naturnotwendige, reflexmäßige, ausnahmslose Reaktion wie das Aufbrausen eines aufgestörten Hofhundes oder Dorfteiches".

Es handelt sich um einen großzügigen, mit viel Belesenheit und Ernst unternommenen Versuch, die Geschichte Indiens von den Anfängen bis zur Gegenwart zu periodisieren: — ein eminent geschichtsphilosophisches Unterfangen, aber naiv, ohne philosophische Besinnung vollzogen. Dilthey hat für P. umsonst geschrieben, die Problematik „nomothetischer" oder „ideographischer Betrachtungsweise" hat ihn nie berührt, der warnende Fall Hegel mit Jacob Burckhardts kritischen Anmerkungen stört ihm die Ruhe nicht. Das „biologische Schema" ist dieses: der „Gesamtlebenslauf" einer Kultur verläuft in einzelnen „Lebensläufen", jeder von diesen aber immer in 7 Lebensaltern: „patriarchalische Kindheit, scholastische Jugend, individualist. Frühreife, nationalist. Vollreife, imperialist. Spätreife, sozialist. Alter, seniler Marasmus". Dieser zyklische Ablauf der Lebensalter ist nach P. von der indischen Kultur zweieinhalb mal durchlaufen worden. Der 1. Lebenslauf „Altind. Kultur" reicht von der vedischen Zeit der arischen Einwanderung bis ins 1. vorchristl. Jahrhundert, endet im Völkersturm der Skythen. Dieser führt (vergleichbar der german. Völkerwanderung ins röm. Reich) über Untergänge, Auffrischung der ethnischen Substanz, restaurierende Beerbung des alten Kulturguts (vergleichbar karoling. Renaissance u. d. Übertragung christl.-antiker Bildung durch d. Kirche) zum II. Zyklus der „mittelind. Kultur". Sie lebt sich in der gleichen Phasenfolge aus, aber während die Erscheinungen des 1. Zyklus ihre schlagenden Entsprechungen in Erscheinungen von Homer bis Byzanz finden sollen, gilt es nun in zeitlich genau entsprechender Abfolge Gestalten mittelalterl. und neuerer Kultur des Westens in indischen Gegenbildern — im Prinzip — wiederzufinden. Der 3. Zyklus reicht von etwa 1000 bis zur Gegenwart und bringt es nur bis zum 4. Lebensalter, der „nationalist. Vollreife". Sein 1. Stadium „patriarchal. Kindheit" bezieht sich nicht eigentlich auf das ganze alte Indien, sondern auf die erneuernde ethnische Substanz (Hunnen, Gurjaras), die im Nordwesten sich ansiedelnd (wie einst die Arier in der Frühzeit ihres Einbruchs) von 400—900 ein Sonderdasein führen.

P. will keine neuen Tatsachen finden, aber ihrem Gesamtfluß einen Sinn aufprägen. Er bedient sich mit viel Geschick und Fleiß vieler Vorarbeiten von L. v. Schröder, Oldenberg, Deußen, Garbe u. a. für die ältere Zeit, von Hermann Goetz („Epochen d. ind. Kultur" 1929), St. Kramrisch, Dasgupta, Coomaraswamy u. a. für die spätere. Was ihm dienen konnte, ist in Zitaten ausgeschrieben, auch um die Beweisführung gegen den Vorwurf unsachlicher Willkür zu sichern. Darin liegt etwas Naives: Ref. bekennt, daß ihm z. B. Schröders und Oldenbergs Entwicklungsschema des indischen Kulturablaufs als Ganzes unannehmbar sind samt seinen geschichtsphilosophischen Aprioris, aber auch P. müßte es im Prinzip heillos überholt finden, verläßt sich aber im einzelnen ganz auf seine Deutungen und Bewertungen. Er stützt sich überall auf beiläufig geäußerte oder wichtig genommene Vergleichsmöglichkeiten indischer Erscheinungen mit westlichen, die der journalistische Stil neuindischer Autoren (Sarkar, Dasgupta) beliebt — fix in der Entdeckung indischer Luther, Constantins und Napoleone —, die manche Kunsthistoriker mit „indischer Horizontalgotik, Barock" usw. pflegen und die bei uns schon früher blühte (Deußen), als man für die Antike von Feudalzeit, Frühkapitalismus u. a. sprach. Aber was anderwärts ein explizierendes Begleitmotiv sein mag, oberflächliche Vergleichung von Phänomenen oder Abläufen, ist hier zum Darstellungsprinzip und -zweck erhoben und führt zu faktischer Fühllosigkeit gegen die einmalige Substanz des indischen Geschichtskreises, aus deren Eigenkräften nichts erklärt wird, — das Schema leistet alles, Indien liefert nur seine Variation des weltweiten Themas, die nicht einmal als Variation gehört wird. Es gibt einen „buddhistischen Katholizismus", einen „indischen Dante, Wallenstein, Macchiavel, Descartes, Spinoza, Hume, Cortigiano, commedia dell'arte, Tasso, Shakespeare, Calderon, Metastasio, Cervantes", es gibt „Romanik, Frühgotik, Hoch- und Spätgotik, Hochbarock, Altersrokoko" . . . ja noch viel mehr, man kann nicht alles hinschreiben, es ist einfach alles da, was bei uns einmal war und ist. Faktisch läuft dieses Schema auf die verblüffende Demaskierung eines jahrtausendlangen „indischen Maskenfestes" heraus, alle diese Fürsten, Prinzen, Dichter, Priester mit so fremden Namen und Kostümen: — lauter alte Bekannte! Kālīdāsa und Bhavabhūti sind der Tasso und Hebbel Indiens, Äschylos' „Sieben gegen Theben" halten im Verein mit Shakespeare's „Richard III." her, um Bhāsas Ort (mit „Ūrubhaṅga") im geschichtlichen Ablauf sinnfällig zu machen. Gewiß, das ist sehr crud. Aber nimmt man es, was sehr nahe gelegt wird, ganz wörtlich, so tut man zwar nicht P.s Redeweise und Finderglück Unrecht, aber den besseren Prinzipien, die sie befeuern. In allen Gleichungen steckt ein Ungleiches, sonst wären sie ja Tautologien — dieses Ungleiche wird hier vernachlässigt, um einmal das Gleiche, Symptomatisch-Symbolische aller Erscheinung für die etwa vergleichbare Geschichtsminute herauszuholen. Will man der Möglichkeit, geschichtliche Abläufe, Situationen, Größen kommensurabel zu finden, die hier entschlossen verfolgt wird und die uns allen, unter anderen, liegt, überhaupt gerecht werden, darf man sich nicht vom oft völlig Grotesken der Gleichungen erschrecken lassen. Die ewigen Substanzen Tasso, Kālīdāsa, um keine größeren zu nennen, stehen P. gar nicht zur Erörterung, ja nicht einmal als erfahren und vermittelbar zu Gebote, es sind Symptomgrößen, Stichworte nur, und sie fungieren als Stichworte aus Tabellen für ein tabellarisches Schema, wie die Namen Goethe und Schiller auf Spielkarten eines Dichterquartetts: wie man mit jenen spielt, kann man mit diesen Geschichte periodisieren.

Was ist dabei zu gewinnen? — immerhin hat man mit P. ein Schema in der Hand, daß trotz vergewaltigenden Systemzwanges durchschlagender, sinnvoller ist als das alte Schröder-Oldenbergsche Gegenspiel zum westlichen Evolutionsoptimismus, das den hellen Arier im dunklen Dschungel versumpfen ließ, oder als die völlige Ratlosigkeit der undynamisch anreihenden Cambridge Indian History. Der Verlegenheit z. B., Geschichtsepochen nach literarischen Überlieferungsschichten abzugrenzen, setzt sich hier der Wille entgegen, ethnische Massen in ihrem Einstrom, Zusammenprall, Verschmelzen als die wahren geschichtlichen Kräfte, die Epoche machen, spielen zu lassen. Ein Versuch, indische Geschichtsbetrachtung abgelebter Vormundschaft der Literaturkunde zu entziehen.

Nähe und Ferne zu Spengler sind deutlich. Der Wille zu neuer Periodisierung und Deutung geschichtlichen Ablaufs hier wie dort: der evolutionistisch-optimistische Fetisch, den Hegel und Comte aus dem Hochgefühl bürgerlichen Aufstiegs kneteten, macht einem mit Vergänglichkeitsgefühlen tragisch gesättigten Dämon Platz. Die Krisis Europas drängt eine neue Optik auf, — darin steht P. (selbstbewußt) auf Seiten des Lebendigen, will sagen: Aktuellen, und steht in der Kampfzone um Prinzipielles (— Gegensatz zum Historiker Krause), nämlich um die philosophische Frage, wieweit biologische Begriffe, umgesetzt zu geschichtlichem Schematismus, fähig sind, den Stoff der Geschichte zu konstruieren, — adäquat zu konstruieren. Aber dies Problem wird nicht gefühlt (Nähe zu Krause). — Spengler wird nicht erwähnt, im Grunde mit Recht, denn Pipers „biologische" Betrachtungsweise bildet die (vergleichsweise flache) Komplementärerscheinung zu Spenglers „morphologischer". Zwei Geharnischte aus Lamprechts Drachensaat zerschlagen zu verschiedenem Ende das alte einlinig-evolutionistische Geschichtsschema „von der Urzeit zur Gegenwart" in einzelbiographische Zyklen, Sp. zu Biographien des faustischen, magischen usw. Menschen, um deren Individualporträts aus gleichsinnigem, synchronisierbarem Ablauf herauszuarbeiten, — Piper aber, ganz auf Typik der Lebensalter eingestellt, zerlegt dabei, was Sp. die Einheit des „indischen Menschen" nennen müßte, in Generationen und läßt sein Eigenstes, seine spezifische Bildungsgeschichte wie Substanz weitgehendst hinter der Typik der Lebensstadien verschwinden. Das Unvergleichliche des besonderen Kulturkreises wird nicht nur der Unterstreichung dessen, was im Ablauf vergleichbar scheint, aufgeopfert, — es interessiert nicht. Interessant ist P. die Anwendbarkeit seines Schemas; der liebende Blick auf ein Unvergleichbares hat als „rückständig", „verkalktes Rudiment" (usw. S. XII) zu gelten.

Eine Synopsis, deren Gehalt an Feststellungen und Anregungen strecken- oder punktweise so offen anzuerkennen ist wie anderseits die Vergewaltigung des Stoffes. Vieles ist rein heuristisch-hypothetisch ins Fächersystem des Schemas subsumiert, — wer, der einiges etwas unmittelbarer kennt als P., würde wagen, viele Dinge so rundweg als Symptome für dies und jenes zu vereinnahmen? Nicht nur dem Stand der Forschung, der Vieldeutigkeit des Lebens wird merklich vorgegriffen. Vom Schematismus her wirkt manches wie Architektonik, aber vom Einzelleben des Stoffes her eher als Charcuterie, verteilt sich willig in bereite Schläuche. Worin z. B. der „senile Marasmus" des „indischen Altertums" bestanden haben soll, bleibt unerwiesen, der Zerfall des Maurya-reichs, die Kurzlebigkeit folgender Teilreiche bilden die ganze Symptomatik der Epoche, die eine Druckseite einnimmt, — wo ist die Breite vielfältiger Erscheinungen, die dem gesamten Erschöpfungszustande des römischen Reichs beim Zusammenbruch entspräche, für das Indien der Skytheninvasion nachweisbar? An „Marasmus" hier zu glauben, setzt den Glauben ans Gesamtschema voraus, in dem die Skythen hier den Germanen dort entsprechen müssen, damit die Abläufe vor und nach ihrem Auftreten völlig der Antike und der christlichen Epoche angeglichen werden können. Aber weil die skythische Invasion naturgemäß assimilierende restaurative Stadien zeitigt, ist ihre Rolle für Indien keineswegs der Weltwende des Einbruchs germanischer Völker im Westen vergleichbar. Im reinen Rationalismus des Schemas steckt Metaphysik: weil die Skythen ähnlich wie die Germanen einbrechen, müssen sie auch deren Aufgabe haben, ihr Auftreten darf nicht nur faktisch, es muß sinnhaft-symptomatisch gewesen sein, ihre „Jugend" darf nur, nachdem das Stichwort „Marasmus" gefallen ist, die Bühne betreten. Das ethnische Gewoge, das Indien mit Innerasien verbindet, die indische Geschichte höchst einseitig gesehen, soll durchgängig sinnvoll sein. Hybris des Systems, wie bei jeder konsequent periodisierend-sinngebenden Systematik seit Hegel.

Suggestiv anregender Optik hält peinliche Billigkeit im Gleichsetzen die Wage. Nun soll Indien auch alles gehabt haben, was der Westen als sein lebendiges Kleid sich wob. Ja und Nie. Wer will dran glauben, dies sei die ganze Wirklichkeit vergangenen Indiens, wie das triumphale Abrollen des Schemas suggeriert. Indien hat wunderbare Dinge gehabt, die so nie über unseren Horizont gekommen sind, und was das Wunderbarste an unserm Abendlande war, findet im Eigensten seiner Geste dort keine Entsprechung. Sonst säßen wir nicht schon so lange zu Füßen dieser Sphinx, ihrer reizenden und tiefen Rätsel nicht müde. Es ist, als wollte man das Leben eines Menschen nicht auf das Geheimnis hin darstellen, das es in seinem ganzen Ablauf ihm selbst und allen anderen bleibt, als das es sich am Ende ins Ungreifbare entrückt, sondern auf seine Unterworfenheit unter die allgemeinen Lebenskategorien der Lebensalter, der typisch-unausweichlichen Lebenssituationen usw., um zu zeigen, daß sie alle in diesem Leben wie in jedem anderen ihre entscheidende Rolle spielen. Und diese Metapher der Lebensalter, die schon der vormärzliche Stirner liebte, hat so bedingte Berechtigung wie suggestive Kraft: als reine Metapher gehört sie ins Arsenal des mythischen Denkens, das allem rationalen zugrunde liegt als Fundus seiner Inspirationen, — es sollte aber niemals seiner Exekutive die Richtschnur geben dürfen.

Ordnungsschemata haben im Raum des Geschichtlichen sehr begrenzten Erkenntniswert, sortierend kann man viel „Ähnliches" zusammenlegen und gemeinsam etikettieren, — wie weit das biologische Methode ist, weiß ich nicht. Aber die Aufgabe, Geschichte zu sehen, ist janushaft, ein Blicken auf die Gleichläufigkeit und zugleich auf das unsagbar Einzige. Erst im Gleichgewicht dieser unauflöslichen Spannung, im Zumal des gegensätzlichen Verhaltens tut sich die Möglichkeit, Geschichtliches wahrzunehmen, auf. Denn dies Ineinander und Zugleich der Gegensätze ist die Erscheinungsform des Lebens für den betrachtenden Geist. Wer dieses Spiel nicht faßt, wird immer einen erstückten oder zerrenkten Kadaver auf dem Prokrustesbette seines Schemas finden.

In allem Erkennen, hinter dem noch ein Ego schwillt, lebt ein Wollen, die Welt soll so sein, wie sie erkannt wird. Was hilfts, daß der Zyklus der Lebensalter noch lange nicht Biologie ist, daß über die

Unanwendbarkeit naturwissenschaftlicher Kategorien auf Geschichte eine philosophische Fachliteratur von Rang besteht, — wenn ein Wille da ist, der das Individuelle, Einmalige als Wert nicht mehr anerkennen will.

Ostasien.

1. **Cohn**, William: **Asiatische Plastik.** China, Japan, Vorder-Hinterindien, Java. Berlin: Cassirer 1932. (XVI, 255 S.) 4°. = Sammlung Baron Eduard von der Heydt, 1. RM 15—.
2. **Le Temple d'Angkor Vat.** IIIe Partie: La Galerie des Bas-Reliefs, 1: Introduction, Planches 287 à 350: Pavillons d'Angle; 2: Planches 351 à 496: Galerie Est, Galerie Nord et Galerie Ouest, aile Nord; 3: Planches 497—608: Galerie Ouest, aile Sud et Galerie Sud. Paris: Les Éditions G. van Oest 1932. (13 S., Taf. 287—608, 9 Ktn.) 4°. = Mémoires archéologiques, publiés par l'École Française d'Extrême-Orient, Tome II. Bespr. von Ludwig Bachhofer, München.

1. Die Sammlung asiatischer Plastik im Besitze des Barons E. v. d. Heydt ist bei weitem die größte und bedeutendste dieser Art in deutschem Besitz, ja es wird ihr wohl schwerlich irgend eine Privatsammlung in Europa gleichkommen. Die Anfänge liegen nun fünfzehn Jahre zurück, und der Besitzer fühlte wohl das Bedürfnis, sich Rechenschaft zu geben über das Geleistete, und die Verpflichtung, seine Schätze anderen zugänglich zu machen. Die Bereitwilligkeit, mit der Baron v. d. Heydt seine Objekte für wissenschaftliche Studien und als Leihgaben den verschiedenen Museen Deutschlands und der Schweiz zur Verfügung stellte, entspringt derselben noblen Gesinnung.

Ein erstes Buch über die Sammlung wurde 1924 in Basel von Karl With herausgegeben, unter dem Titel „Bildwerke Süd- und Ostasiens aus der Sammlung Yi Yuan"; inzwischen hatten die Bestände sich so vermehrt, daß eine Neubearbeitung nötig war, die William Cohn übertragen wurde. Der vorliegende Band bringt alle Skulpturen und zwar so, daß auf der linken Seite eine ausführliche Beschreibung, Erläuterung des Inhalts, Angaben über Herkunft und Datum und Literaturhinweise, auf der rechten Seite das Werk in großer Abbildung erscheint. Im Anhang sind auf 4 Tafeln 23 weitere Stücke in kleineren Reproduktionen gebracht, mit entsprechend kürzerem Text.

Die Bedeutung der Sammlung liegt in dem außerordentlich hohen künstlerischen Niveau, das die meisten ihrer Stücke halten, oder in der Seltenheit und historischen Wichtigkeit des einen oder anderen Werkes.

Das gilt z. B. von dem Flachrelief vom Jahre 114 n. Chr., oder von der provinziellen Stele vom Jahre 520 n. Chr., an der sich das Weiterleben des Tierdekors aus der Han-Zeit feststellen läßt. Mit der Bestimmung einiger chinesischer Plastiken bin ich nicht einverstanden: der Stele von 557 traue ich so wenig, wie der in Philadelphia vom Jahre 551, die laut Inschrift 1561 umgearbeitet worden ist. Die beiden wundervollen Torwächter (S. 56ff.) sind mit „600 n. Chr." um ein Jahrhundert zu früh datiert, das gleiche gilt von der Maitreya-Statue, die ihnen folgt. Den imposanten gußeisernen Torwächter möchte ich nach wie vor ins XIII. Jahrhundert setzen.

Ein Werk von fast unheimlicher Glätte und Vollendung der Form ist der kniende Shōtoku Taishi als Kind, eine japanische Arbeit vom Beginn des 13. Jahrhunderts.

Einzigartig ist der Bestand an indischer Skulptur, vor allem an Werken der südindischen Bronzegießer; ich kenne keine öffentliche Sammlung in Deutschland, die dieser Reihe etwas annähernd Gleichwertiges entgegensetzen könnte. Dasselbe gilt auch von den drei Werken der „Prae-Khmer"-Kunst und den Stücken aus Champa.

Der Text William Cohns ist sehr umsichtig und von erfreulicher Sachlichkeit. Die Abbildungen sind ausgezeichnet; sehr häufig vervollständigen Detailaufnahmen die Anschauung. Das Ganze ist mehr als ein Sammlungskatalog, schon eher ein Führer durch weite Gebiete der asiatischen Plastik. Ich glaube nicht, daß ein Forscher oder Sammler das Buch entbehren kann.

2. Innerhalb der monumentalen Publikation über Angkor Vat, deren bisher erschienene Bände hier fortlaufend angezeigt wurden, sind nun die 3 Bände des 3. Teiles herausgekommen, die die Flachreliefs an den Wänden der Eckpavillons im Südwesten und Nordwesten und den Galerien im Osten, Süden, Norden und Westen der Anlage bringen.

Coedès nennt in der kurzen Einleitung die verschiedenen Szenen aus der Vishnu, Krishna- und Rāma-Legende, die illustriert wurden. Für die einzelnen Darstellungen wird auf eine Abhandlung im Textband verwiesen, der die Reihe beschließen wird.

Von den Aufnahmen stammen nur die Großaufnahmen von Goloubew, die übrigen wurden 1909 auf Befehl des Generals de Beylié vom Soldaten Grousset gemacht, dessen Name auf ausdrücklichen Wunsch seines Vorgesetzten genannt werden soll.

Chamberlain, Basil Hall: **Translation of „Ko-Ji-Ki"** (古事記) or „Records of Ancient Matters". Second Edition. With Annotations by the late W. G. Aston. Published with the permission of The Asiatic Society of Japan, Tokyo. Kobe: J. L. Thompson & Co. 1932. (LXXXV, 495 S.) 8°. 10 Yen. Bespr. von Herbert Zachert, Berlin.

Es sind gerade 50 Jahre vergangen, seitdem B. H. Chamberlain's Kojiki-Übersetzung als Supplement zu Bd. X der „Transactions of the Asiatic Society of Japan" erschien. Von allen wird es wohl freudigst begrüßt werden, daß dieses in jeder Beziehung für derartige Arbeiten vorbildliche Werk wieder im Buchhandel erhältlich ist, nachdem durch das Erdbeben von 1923 die Restbestände der „T. A. S. J." vernichtet worden waren. Dem Neudruck, der unter der Protektion von Prof. Genchi Katō, G. B. Sansom und Rev. S. H. Wainwright steht, ist das Handexemplar von W. G. Aston zugrunde gelegt worden. Eine wertvolle Bereicherung sind die auf Wunsch des Übersetzers wiedergegebenen Bemerkungen und Notizen, die W. G. Aston in seinem Handexemplar zwischen den Zeilen und am Rande angebracht hat, und die

im Druck als solche leicht kenntlich gemacht sind.

Diese Übersetzung gehört zu den ersten wissenschaftlichen Arbeiten überhaupt, die ein Europäer auf japanologischem Gebiet unternommen hat. Daß sie trotzdem nicht die üblichen Mängel, die sonst Arbeiten einer so jungen Disziplin anhaften, trägt, ist vor allem darauf zurückzuführen, daß sich der Übersetzer die Arbeiten einer Reihe von japanischen Altphilologen und Altertumsforschern zunutze gemacht hat, von denen an erster Stelle Motoori Norinaga's 44bändiger Kojiki-den („Auslegung des Kojiki") steht. Keinerlei europäische Vorarbeiten konnte der Übersetzer bei seiner Arbeit voraussetzen und sämtliche Enzyklopädien, an denen jetzt die japanische Philologie so reich ist, fehlten zu seiner Zeit. Aber auch heute noch bilden die Werke der Japanologen und Altertumsforscher der Tokugawazeit, ich möchte hier nur an Kamo no Mabuchi (1769 †), Motoori Norinaga (1801 †) und Hirata Atsutane (1843 †) erinnern, eine Quelle reicher Belehrung und das Rüstzeug für jeden, der sich mit der Interpretation von altjapanischen Texten befaßt. Bei gleichzeitiger Benutzung moderner japanischer Enzyklopädien z. B. des Wörterbuches von Ueda Mannen wird man bald feststellen, wie eng sich auch die moderne japanische Philologie an jene Werke anschließt.

Dem Neudruck ist ein Appendix beigegeben, der eine Bibliographie derjenigen japanischen Bücher gibt, die seit 1883 über das Kojiki erschienen sind. Die 30 angeführten Titel zeigen schon, welches Interesse man dem Kojiki seitdem auch von japanischer Seite entgegengebracht hat. Ihre Bedeutung liegt vor allem in der Erforschung der Mythologie. Nicht unerwähnt durfte bei dieser Gelegenheit die Übersetzung der für den Shintō wichtigen Teile des Kojiki von Prof. Dr. K. Florenz in seinen „Historischen Quellen der Shintō-Religion" bleiben, die gewissermaßen die Endergebnisse der Forschungen von B. H. Chamberlain, W. G. Aston und K. Florenz zusammenfaßt.

Das Kojiki „Geschichte der Begebenheiten im Altertum" wurde von Oho no Yasumaro im Jahre 712 verfaßt und bildet die älteste Quelle für die Kenntnis der Shintō-Religion. Es besteht aus 3 Bänden. Der 1. Band gibt die Mythen der Götterzeit wieder. Band 2 und 3 berichten uns von den Begebenheiten des sogenannten Menschenzeitalters. Band 2 umfaßt die Zeit von der Gründung des Reiches durch Jimmu-Tennō bis zu Kaiser Ōjin (angeblich 660 v. Chr. bis 310 n. Chr.), Band 3 von Kaiser Nintoku bis zum Tode der Kaiserin Suiko (313—628 n. Chr.). (Näheres siehe K. Florenz, Literaturgeschichte pg. 66ff.)

Eine wertvolle Bereicherung hat der Neudruck außerdem noch durch die Beigabe eines umfangreichen Index erfahren, durch den die Benutzung der Arbeit wesentlich erleichtert wird und vor allem die zahlreichen Anmerkungen des Übersetzers erschlossen werden. Eine Aufgabe für die Zukunft bleibt es nun, unter Benutzung der vorhandenen Vorarbeiten ein Spezialwörterbuch des Kojiki mit Stellennachweis zusammenzustellen. Das Fehlen derartiger lexikalischer Arbeiten, die sich auf Spezialforschungen gründen, ist vom sprachgeschichtlichen und sprachvergleichenden Standpunkt aus sehr zu bedauern.

Australien, Polynesien, Afrikanistik.

Meinhof, Carl, u. N. J. van **Warmelo: Introduction to the Phonology of the Bantu Languages**, being the English version of „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen" by C. Meinhof. Translated, revised and enlarged in collaboration with the author and Dr. Alice Werner by N. J. v. Warmelo. Berlin: Dietrich Reimer/Ernst Vohsen 1932. (VIII, 248 S., 1 Kte.) gr. 8°. RM 16 —. Bespr. von M. Klingenheben-v. Tiling, Leipzig.

Mit der vorliegenden Übersetzung wird, 33 Jahre nach seinem erstmaligen Erscheinen, das Standardwerk der deutschen Bantuistik der englisch sprechenden Welt in ihrer Sprache zugänglich gemacht. Die Arbeit ist aber keine bloße Übersetzung der erweiterten zweiten Auflage des deutschen Originals vom Jahre 1910. Die hauptsächlich aus Rücksicht auf die damaligen deutschen Kolonien in die deutsche Ausgabe aufgenommenen Kapitel über Herero, Duala und Sango sind hier fortgelassen und durch solche über Zulu und Kongo ersetzt, das erstere eine Übersetzung des Aufsatzes Meinhofs „Zur Lautlehre des Zulu", das zweite ein kaum veränderter Abdruck des Aufsatzes „An Essay in Kongo Phonology" von Laman und Meinhof, ZfES. Bd. XIV und XIX. Manchem wird sodann das hier zum erstenmal gebotene Kapitel über „The Classification of the Bantu Languages" willkommen sein, wenn dieses naturgemäß auch noch wenig positive Resultate bringen kann. Einiges, wie z. B. die Indices und die Literaturangabe, ist erheblich gekürzt. Die Karte, die jetzt nur noch das Bantu-Gebiet wiedergibt, ist durch die Lokalisierung einer größeren Zahl von Sprachen — 149 gegen 90 der deutschen Ausgabe — sowie durch einen zweiten, sehr nützlichen Index verbessert. Zahlreiche neue, den Text übersichtlicher gliedernde Überschriften erleichtern ferner das Arbeiten nach dem Buch.

Naturgemäß ist im ganzen der Geist des Buches der gleiche geblieben. Hier und da findet man aber doch vereinzelte nicht uninteressante Änderungen oder Zusätze, die wohl auf der im Titelblatt hervorgehobenen Zusammenarbeit des Übersetzers mit dem Verfasser und der bekannten englischen Bantuistin Dr. A. Werner beruhen. So kommt im umgearbeiteten § 9 des I. Kapitels eine wesentlich andere Auffassung der fundamentalen Arten der Lautveränderungen, Lautverschiebung und kombinatorischer Lautwandel, zum Ausdruck als in der deutschen Ausgabe, vgl. z. B. in dieser I § 12. Allerdings läßt die neue Formulierung des Unterschiedes („those the immediate causes of which are not known" und „those where they are known"), wenn sie auch sachlich durchaus zutreffend ist, diesen nicht gerade als absolut erscheinen.

Bei zwei Kategorien seines Urbantu-Lautsystems, den „schweren Vokalen" und den „alten Mischlauten", hatte Meinhof in der deutschen Ausgabe auf eine phonetische Bezeichnung verzichtet, wenn er den hierher gehörenden Lauten auch schon gewisse mutmaßliche phonetische Eigenschaften zuschrieb. Hier hat sich die englische Ausgabe für die phonetische Terminologie „close vowels" und „palatals" entschieden, Auffassungen, von denen

zum mindesten die letztere allerdings auch bei Meinhof selbst schon vertreten war. Zu dieser ausdrücklichen phonetischen Festlegung paßt nun freilich nicht mehr ganz die auch in der englischen Ausgabe noch beibehaltene alte Schreibung dieser Lautkategorien und ebensowenig z. B. die hier auf S. 33 oben wiedergegebene alte Gruppierung des Urbantu-Lautsystems.

Gelegentlich hätte den Bedürfnissen des Engländers noch etwas mehr Rechnung getragen werden können. Z. B. S. 39f., wo die Klassenpräfixe genau so wie in der deutschen Ausgabe, d. h. bei den meisten Klassen ohne Bedeutungsangabe, aufgezählt werden. Der Hinweis auf die „Grundzüge" — wie in der deutschen Ausgabe — wird dem englischen Leser wenig nützen, da dieses Werk Meinhofs ja nicht ins Englische übersetzt ist. — Nicht gut gewählt ist auf S. 5 Mitte englisches th als Beispiel eines stimmlosen Lautes (in der deutschen Ausgabe war hier deutsches ch angeführt), da th im Englischen doch nicht selten gerade stimmhaft ist.

Es wäre zu wünschen, daß jetzt, wo ihnen dieses Werk durch die verdienstliche Arbeit des Übersetzers so bequem zugänglich gemacht ist, auch die Bantuisten englischer Zunge mehr als bisher im Sinne Meinhofs arbeiteten. Das würde zweifellos einen Fortschritt für die Bantuistik bedeuten.

Junker, H., u. H. **Schäfer**: **Nubische Texte im Kenzi-Dialekt II.** Wien: A. Hölder-Pichler-Tempsky A.G. 1932. (VI, 117 S.) 8°. = Akad. der Wissensch. in Wien. Schriften der Sprachenkommission, Bd. IX. RM 10 —. Bespr. von A. Klingenheben, Leipzig.

Im Jahre 1921 veröffentlichten die beiden Verfasser des vorliegenden Bandes den 1. Band ihrer im Winter 1911 in Unternubien gesammelten Texte, die, in 3 Teile gegliedert, das heutige Leben der den Kenzi-Dialekt sprechenden Nubier, ihre Sitten und ihre beruflichen Tätigkeiten, schilderten, s. meine Besprechung OLZ 1923, Sp. 232ff. Dieser 2. Band des Werkes bringt als 4. Teil der Sammlungen die Orts- und Stammesnamen und geschichtlichen Überlieferungen der Kunûzi. Durch ihn wird das Bild, das der erste Band von der Sprache und dem Volkstum der Kunûzi entworfen hatte, erweitert und vervollständigt. Naturgemäß trägt das Weltbild dieser Nubier, wie es uns hier in ihren geschichtlichen Überlieferungen und Sagen entgegentritt, in der Hauptsache islamisches Gepräge, aber hier und da zeigen sich doch auch Spuren der ehemaligen christlichen Zeit, die also noch keineswegs völlig aus dem Volksbewußtsein geschwunden ist.

Die Bearbeitung der Texte in diesem zweiten Bande zeichnet sich durch die gleiche Sorgfalt aus wie im ersten. Aber ob die Übersetzung „Held" bzw. „Heldenkraft" für *musîba* in dem arabischen Spruch Slatin Paschas auf S. 92 unten nicht auf einem Mißverständnis beruht? Sicher ist doch das arabische Wort مُصِيبَة gemeint, dessen Bedeutung „Unglück" m. E. auch hier einen guten Sinn ergeben und ja auch zu der nubischen Fassung stimmen würde. — Den Verfassern gebührt unser Dank, daß sie der Wissenschaft durch ihre wertvollen Aufzeichnungen dieses wichtige authentische Material des Kulturguts einer dem Untergang geweihten Volksgemeinschaft erhalten haben.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

The Journal of the K.R.Cama Oriental Institute 1932: 20 1—85 Jivanji Jamshedji Modi, A Parsee High Priest (Dastur Azar Kaiwan, 1529—1614 A. D.) with his Zoroastrian Disciples in Patna, in the 16th and 17th Century A. C. — 86—150 R. Zimmermann, God in the Gathas and in the Ṛg-Veda. — 205—6 Persian Mysteries (translated from the Italian „I Misteri" of R. Pettazzoni, Bologna 1924, by J. M. Unvala). — 207—9 Jivanji Jamshedji Modi, The Derivation of the Gujarati Word *Karanjô* or *Kâranjô*. — 210—22 J. J. M., Some recent Publications on Iranian Subjects. E. P. B.

The Journal of Hellenic Studies 51 1931: 2 286—7 A. H. Sayce, The Home of the Keftiu. — 289—90 Anna Ross, The Orient and Greece.

52 1932: 1 47—54 D. T. Rice, Trebizond, a mediaeval citadel and palace. E. P. B.

Journal of the Manchester Egyptian and Oriental Society 17 1932: 21—39 G. D. Hornblower, Temples and Kings in Ancient Egypt (darin die neue Auffassung, daß die Usurpation älterer Tempel durch spätere Könige nichts Unrechtmäßiges sei, sondern dem begründeten und frommen Willen entspringe, die königlichen Verpflichtungen der Gottheit gegenüber weiter zu übernehmen, auch wenn der König selbst keinen eignen Tempel bauen konnte). — 41—5 Maurice A. Canney, The Magic of Kings (Der König hat schöpferische Kraft wie der Gott, seine Thronbesteigungsfeste sind Neujahrsfeste. Die Erzählungen der Weltschöpfung und der Sintflut gehen nicht auf die wirkliche Weltschöpfung und eine historische Katastrophe, sondern auf dramatische Festspiele). — 47—51 A. E. Silverstone, God as King (im Judentum). — 53—6 F. D. Coggan, The Meaning of חמא in Job V 24 („be missing"). — 57—62 Winifred M. Crompton, Recent Excavations. — 63—8 Kurze Buchanzeigen. Wr.

The Journal of Modern History 4 1932: 3 430—45 R. G. Woolbert, Italian Colonial Expansion in Africa. E. P. B.

The Journal of the Royal Asiatic Society 1932: 1 (Jan.) 1—21 Sāhityāchārya Pt. Bisheshwar Nath Reu, The Gāladavālas of Kanauj. From about V. S. 1125 (A. D. 1068) to about V. S. 1280 (A. D. 1223). — 25—8 O. G. v. Wesendonk, Asia Minor and the Introduction of the Worship of Kybele, Mā, and Mithra into Rome. — 29—31 R. Campbell Thompson and R. W. Hamilton, An Aramaic Inscription on a Piece of Black-pointed Ware from Nineveh. — 33—41 S. Langdown, An Assyrian Royal Inscription from a Series of Poems. — 43—6 A. H. Sayce, Etruscan Affinities in a Ras Shamra Tablet. — 47—8 S. Langdon, Another Indus Valley Seal. — 49—76 J. de Somogyi, The „Kitāb al-muntaẓam" of Ibn al-Jauzī. — 77—90 G. R. Driver, The Aramaic Papyri from Egypt: Notes

on Obscure Passages. — 91—7 L. C. Hopkins, The Dragon Terrestrial and the Dragon Celestial. Part II: Ch'ên, the Dragon Celestial. — 99—109 H. G. Farmer, An Old Moorish Lute Tutor. — 111—3 Mrs. R. L. Devonshire, The Eighteenth International Congress of Orientalists, 1931. — 114—25 C. A. F. Rhys Davids, The Two Ends and the Middle Way. A Suggested Reconstruction. — 126—36 H. F. Al-Hamdānī, The History of the Ismāi'lī Da'wat and its Literature during the last Phase of the Fāṭimid Empire. — 137 A. S. Triton, An-Nábita. — 138—9 H. W. Bailey, Pdšqyrd. — 139—40 Fondation of de Goeje. — 237 R. le May, Sir Charles Eliot †. E. P. B.

Journal des Savants 1930:

April 165—76 Déhérain, L'histoire de l'Algérie par l'estampe.

Mai 207—28 Radet, Sur les traces d'Alexandre entre le Choaspes et l'Indus (Referat über die Forschungsreisen Sir Aurel Steins).

Juni 241—51 Jg. Pottier, La céramique de l'Asie occidentale, 3. Artikel (Vgl. Sp. 367 dieser Zeitschrift). — 260—71 P. Dhorme, Byblos et l'Egypte (Referat über Montets Ausgrabungen).

Juli 289—305 Pottier, La céramique etc., 4. Artikel. — 316—24 Drioton, Les grands prêtres d'Amon de Karnak (Anknüpfend an Lefèbvres Bücher (s. Anthes in dieser Zeitschrift, 1931 Sp. 520ff.) gibt Dr. einen kurzen Überblick über die thebanische Geschichte des Neuen Reiches, die sich Sethes bekannte Ergebnisse fast völlig zu eigen macht, ja noch darüber hinausgeht. Leider fehlen zu der lebendigen Schilderung die urkundlichen Unterlagen).

November 385—95 Contenau, L'exploration archéologique de l'Asie occidentale et la colloboration américaine (Referat über die Ausgrabungen in Nippur, Kisch, Ur, Kerkuk, Tepe Gaura, Alischar, Dura-Europos, Tell-Bet-Mirsim. Erwähnenswert die Ansicht, daß die Herrscher von Mitanni in ihrer Glanzzeit nicht bloß Syrien, sondern auch Cypern unterworfen haben (S. 389)).

Dezember 433—46 Pottier, La céramique etc. 5. Artikel.

1931:

Januar 5—17 Chabot, Histoire du peuple hébreu (Besprechung von Desnoyer, Histoire du peuple hébreu).

April 145—58 Saumagne, Les recherches récentes sur la topographie de Carthage. — 164—73 Virolleaud, Les cultes phéniciens et syriens au IIe millenaire avant l'ère chrétienne (Die Ausgrabungen in Syrien als Kommentar zur Sinuhegeschichte: Die Sphinx von Qatna mit der Inschrift der Prinzessin Ita, der Tochter Amenemhets II, gilt V. als Geschenk für eine Heilung durch Nin-Egal, die „Herrin von Qatna" (wie sich Amenophis III durch Ischtar heilen läßt). Aus den Funden von Ras Shamra gibt V. eine Inhaltsangabe des mythologischen Epos vom Schicksal des Gottes Alein.

Mai 199—207 Jalabert, Contribution à la géographie ancienne de la Syrie (Die amerikanischen Expeditionen Butlers im Ledja u. a.).

Juni 241—51 Merlin, Le palais minoen de Mallia (Besprechung der neuen kretischen Inschriften).

M. Pieper.

The Journal of Theological Studies 33 1932:

131 279—80 A Note on מחלצות in Zechariah III. 4. **132** 341—54 I. W. Slotki, The Song of Deborah. — 354—9 W. E. Barnes, A Taunt-Song in Gen. XLIX, 20, 21. — 374—82 W. E. Barnes, Hebrew Metre and the Text of the Psalms. E. P. B.

Isis 17 1932:

50 6—24 A. Pogo, Calendars on coffin lids from Asyut. — 25—33 B. Datta, On the relation of Mahāvīra to Śrīdhara. E. P. B.

Islam 19 1931:

4 193—242 R. Strothmann, Islamische Konfessionskunde und das Sektenbuch des Aš'arī (anläßlich von H. Ritter's Ausgabe der *Maqālāt al-islāmīǰīn* „Die dogmatischen Lehren der Anhänger des Islam" 1929-30. Al-Aš'arī schöpft nur teilweise aus verläßlichen Quellen authentische Angaben, zum Teil gibt er frei den Inhalt fremder Lehrsätze wieder; Anordnung nach Sekten und nach Sachgruppen überschneiden sich; die Vertreter einer Lehre bleiben oft ungenannt; konfessionsgeschichtliche wie -geographische Angaben sind ungenau, die Symbolik zu detailarm und nicht selten schief [Ersatzabreibung des bekleideten Fußes; nicht-frommer Vorbeter; Othman, Ali, Mu'āwija; Notwendigkeit des Imamats, Übertragung des Imamats; u. a.]; die Sektenlisten sind unvollständig, z. B. für die Rāfiḍiten; außerislamische Ursprünge der Lehren werden nicht, ihre koranischen Begründungen ungleichmäßig berücksichtigt. Am besten hält das Buch den Vergleich mit mu'tazilitischen Schriften aus, während anderwärts selbst unobjektivste interkonfessionelle Streitschriften sich als aufschlußreicher erweisen. Für die Mu'tazila vermittelt al-Aš'arī neue Erkenntnisse). — 243—63 P. Kraus, Hebräische und syrische Zitate in ismā'ilitischen Schriften (stammend von Aḥmad ibn 'Abdallāh Ḥamīdaddīn al-Kirmānī, etwa 407 d. H. von al-Ḥākim nach Ägypten berufen; hebräisches Altes und syrisches Neues Testament, ein — nicht in der Ursprache zitiertes — apokryphes Petrusbuch, eine nicht sicher identifizierbare vielleicht kabbalistische Schrift; das Hebräische in persisch-jüdischer, das Syrische in westsyrischer Aussprache; Berührungen mit 'Alī ibn Rabban aṭ-Ṭabarī). — 264—77 F. Giese, Die geschichtlichen Grundlagen für die Stellung der christlichen Untertanen im osmanischen Reich. (Es hat keine Verleihung von Privilegien durch Mehmed II. stattgefunden. Aus Ašyqpašazade und Tursun Beg ergibt sich, daß sein Versuch, türkische Ansiedler nach Konstantinopel zu ziehen, fehlschlug und er zum Mittel der Inthronisation des Patriarchen griff, um griechische Siedler anzuziehen; diese mußten sich jedoch späterhin die Duldung oft teuer erkaufen.) — 278—81 G. Richter, Über das kleine Adabbuch des ibn al-Muqaffa' (eine Fälschung, relativ minderwertig). — 281—4 H. Gottschalk über bisher nicht beachtete Biographien von ibn ar-Rēwendī bei abū l-Maḥāsin und Miskawaih. — 284—5 W. Caskel über ein Kāzerūnī (Islam 19, 18ff.) gewidmetes Kloster in Aleppo. — 296—8 R. Hartmann, 'Alī al-Harawī's Bericht über Konstantinopel.

20 1932:

1 1—42 G. Bergsträßer, Koranlesung in Kairo (1. die amtliche ägyptische Koranausgabe, die bis auf weiteres zu benutzende Handausgabe des Koran, ihre Quellen und ihre Zeichensetzung; 2. der derzeitige *šaiḫ al-maqārī'* 'Alī ibn Ḫalaf al-Ḥusainī al-Ḥaddād, der entscheidend an der neuen Koranausgabe beteiligt ist, und seine Schriften; 3. der Schech 'Alī ibn Muḥammad aḍ-Ḍabbā' (so!), führender Koranlesungslehrer, und seine Schriften, besonders verschiedene von ihm besorgte Koranausgaben; 4. Koranlesungsunterricht, mit Wiedergabe von Sure 81, wie sie mit Vereinigung der Zehn Lesungen rezitiert wird) (Forts. f.). — 43—8 C. H. Becker, Theodor Nöldeke. — 48—62 J. Tkatsch, Die arabische Übersetzung der Poetik des Aristoteles I1928 (G. Bergsträßer). — 63—108 Kritische Bibliographie (5. Literaturgeschichte, 6. islamische Kunst, 7. Länder und Völker des Islams, 8. Mission, Christentum im Orient). G. B.

Islamica 5 1931—32:

2 133—64 E. Bräunlich, Drei islamische Bronzespiegel (aus der Oppenheim-Stiftung. Das Stereotype, auch der Kūfi-Aufschriften, erweist nach Vergleich mit bekannten ähnlichen Spiegeln unter vorsichtigem Hinweis auf verwandte Skulptur und Keramik einen mesopotamischen Massenartikel, der in wechselnder Größe und Legierung im 12./13. Jhdt. von Isfahan bis Konstantinopel und von Südrußland bis Ägypten verbreitet wurde; die Sphinxpaare sind altorientalischen Ursprungs, wurden unter dem Einfluß der Būrāq-Legende stilisiert und unter den Türkendynastien zu Wappentieren. Ein Spiegel, nachträglich auf der Vorderseite in 6 konzentrische Kreise mit Koranversen in Nasḫī aufgeteilt, diente nur noch als Talisman). — 165—77 H. Scheel, Ein türkischer Schiffsferman für ein preußisches Schiff aus dem Jahre 1835 (von Mahmud II. an Zolldirektoren und Hafeninspektoren für die Brigg Wilhelmine Henriette, die über Konstantinopel zur Dnjepr-Mündung fuhr. Die Barbareskenstaaten sind nicht einbezogen; Sonderverträge mit ihnen sind von Preußen nicht geschlossen worden, so daß noch 1827 ein Schiff gekapert wurde). — 478—97 F. Steinherr, Zur Stambuler Volks- und Gaunersprache (Reichlich 300 Worte und Wendungen, auch die von Mikhaïlov, Morgenländische Texte und Forschungen II, nicht berücksichtigten obszönen, mit Angabe auffälliger Aussprache und Nachweis, ob in Wörterbüchern vertreten). — 198—210 A. Fischer, *An-naǧm* Sure 55, 5 (Ausführung zu der schon in F's Glossar zur Chrestomathie angegebenen zweiten Bedeutung „Pflanzen, Kräuter" unter Berufung auf Koranerklärer, Lexikographen, Kosmographen und Dichter mit Wortspiel von „Stern" und „Gewächs" bei Ibn Sanā al-Mulk; außer der kollektiven Bedeutung hat *naǧm(a)* die wohl ursprünglichere individuelle „Hundszahngras" gleich *ṯaijil* und *naǧīl*. Zu den Belegen auch bei modernen Botanikern fügt Heft 3, S. 376—78, die Zustimmung von Heß und Ruska). — 211—26 A. Fischer, Grammatische arabische Miszellen, 2. Stück (In der Predigt des Ḥasan al-Baṣrī bei Massignon, Recueil S. 2, Nr. 8, ist zu lesen *anta l-ma'nīju wa-ṭ-ṭāka turādu*; letzteres wird in Heft 3, S. 363ff., auf Vorschlag von Hussein Wahitaki in *jurādu* geändert. Unter den genau nachgewiesenen 11 Möglichkeiten für *ṭ-ṭāka* findet sich dies nicht absolut gebraucht als „Hüte dich!" Vorher sind bei Ḥasan zu lesen *saraṭan saraṭan, ǧam'an ǧam'an, šaddan* als absolute Infinitive; *rakūb* und *labūs* als Verbaladjektive). — *H. Bowen, The Life and Times of 'Alí Ibn 'Îsà „The Good Vizier" (H. Gottschalk). — *J. Schacht, Das *Kitāb aš-šuf'a* aus dem *al-Ǧāmi' al-kabīr fiš-šurūṭ* des Abū Ǧa'far Aḥmad ibn Muḥammed aṭ-Ṭaḥāwī (Pröbster).

3 241—84 H. Kofler, Das *Kitāb al-aḍdād* von Abū 'Alī Muḥammad Quṭrub ibn al-Mustanīr (s. zu Heft 5). — 285—333 F. Taeschner, Futuwwa-Studien (Weiterführung zu T's Achi-Studien in Isl. IV; auf Grund der Analyse neuer Handschriften werden besonders untersucht: *K. al-futuwwa* des Achi al-Muḥibb al-Ardabīlī und ein anonymes, beide arabisch und vorwiegend theoretisch; die etwas konkretere arabische *Tuḥfat al-waṣājā* von an-Naqqāš al-Ḥartabirtī, aus der T das Kapitel über den Naqīb bei der Aufnahmezeremonie übersetzt; ferner das persische *Futuvvetnāme* des Nāṣirī vom J. 689h mit stärkerer Berücksichtigung der Gebräuche; sowie das türkische des Jaḥjā b. Ḫalīl, welches den Übergang der Bünde in Zünfte kennzeichnet). — 334—53 J. von Somogyi, Ein arabisches Kompendium der Weltgeschichte. Das *Kitāb duwal al-islām* des aḍ-Ḍahabī (Der besonders das Politische berücksichtigende Auszug D's aus seinem 12- oder 20bändigen *Ta'rīḫ* mit vielen bibliographischen Angaben über D's 4 biographische und 1 allgemeinen Auszug sowie fremde Fortsetzungen und Bearbeitungen, hineingestellt in eine Charakteristik der islamischen Geschichtsschreibung und ihres Umfangs; unter den 86 in *K. duwal* zitierten Autoritäten begegnen am häufigsten Ibn al-Aṯīr, Ibn al-Ǧauzī und sein Enkel Sibṭ). — 354—62 H. Kofler, Ein Erlaß des ägyptischen Unterrichtsministeriums zur Reform der arabischen Schrift (Die Kronbuchstaben und die Interpunktion nach der Verfügung vom 26. Juli 1930 mit dem ministeriellen Einführungsschreiben). — *Muḥammad Nāẓim, The Life and Times of Sulṭān Maḥmūd of Ghazna (R. Hartmann).

4 385—461 H. Kofler, Das *Kitāb al-aḍdād* von ... Quṭrub. Forts. (s. zu Heft 5). — 462—74 C. Brockelmann, Beiträge zur Kritik und Erklärung von Ibn Ḥazm's *Ṭauq al-ḥamāma* (Die Sprache ist klassisch, Vulgäres selten: unflektiertes *wāḥid* als unbestimmter Artikel; Vordrängen der Präposition *fī* statt *bi*, und *ilā* statt *li*; Bedeutungsverblassen von *maḏḥūl* zu „schlecht", „unecht". Die etwa 90 Korrekturen an der Petrofschen Ausgabe, auch an Textvorschlägen von Goldziher and Marçais, sowie an der Übersetzung von Nykl erfolgen, da Benutzung des *Ṭauq* nur bei Ibn Qaijim al-Ǧauzija nachzuweisen, durch innere Kritik, die aber mehrfach gestützt wird durch Wort- und Konstruktionsnachweise bis in entlegenste Literatur, so einmal beim Spanier Ibn Ḥāqān). — 474—90 Hussein Wahitaki, Verbesserungen und Bemerkungen zu Massignon's „Recueil de textes inédits concernant l'histoire de la mystique en pays d'islam" (Außer Textemendationen auch Erläuterungen schwieriger Stellen mit Parallelnachweisen besonders bei Ǧazālī). — 490—1 L. Massignon, Corrections à mon Recueil de textes inédits. — 491—2 A. Fischer, Zur arabischen Infinitiv-Konstruktion *ḍarbu 'Amrīn Zaidun* (Belege für Verbindung eines Infinitivs mit nominativischem Subjekt).

5 493—544 H. Kofler, Das *Kitāb al-aḍdād* von ... Quṭrub, Schluß (Der Text, 38 Seiten, beruht auf dem dürftigen und defekten Ms. Berlin 7091, konnte aber mit Hilfe der Editionen von Aṣma'ī, Siǧistānī, Ibn as-Sikkīt und Ibn al-Anbārī wieder hergestellt werden, so daß nur 1 *ḍidd* verloren ist. Die genauen Anmerkungen zu den 218 Vokabeln führen die Untersuchungen von Redslob, Giese, Nöldeke weiter und räumen mit der scheinbaren Gegensinnigkeit stark auf; z. B. für *ḍarā'* ist „offenes Terrain" nicht belegt; daß *a'war* auch „scharfsichtig" schlechthin bedeute, beruht auf Mißverständnis seiner Verwendung als Attribut für den Raben, der schon mit Einem Auge vorzüglich sieht; bei *qānī'* sind „bittend" und „zufrieden" vom Begriff des Sichbeugens aus differenziert; *ṭalla* ist „größere" oder „kleinere Viehherde" je nach der Situation; Farben bezeichnen die Relativität der Helligkeitskontraste, so daß „schwarzes" Kamel *aṣfar* „rotgelb" heißt wegen der aufgesetzten Lichter; *mušibb* vom Alter, da der mittlere Schneidezahn ausfällt, was bei verschiedenen Tieren in verschiedenen Lebensjahren geschieht, wird, weil gelegentlich mit *musinn* umschrieben, das bei Menschen „bejahrt" heißt, irrtümlich auch als „alt" verstanden; infolge subjektiver Raumanschauung kann *tal'a* „Höhe eines Wasserlaufs" und „Senke" sein; ähnlich bei Gegenseitigkeitsverhältnissen *maulā* „Herr" und „Sklave",

sowie bei Verwandtschaft und Kauf; mißverstanden ist Terminologie der Beduinen, z. B. bei *nāhil*, Kamel, das den ersten Trunk getan, also noch „durstig" und schon „getränkt" ist; häufig ist vox media, z. B. *ḍafar* „wohlriechend" und „stinkend", weil an sich neutral; bei mancher entsteht der Gegensinn erst durch die verschiedenen Präpositionen *ġariḍa min* und *ilā* „sich weg-" und „hinsehnen"; weil als *fa'īl*-Form in bezug auf genus verbi neutral, heißt *amīn* „vertrauend" und „der, auf den man vertraut"; *waṯaba* „springen" bedeutet im südarabischen Dialekt wie im Gemeinsemitischen „sitzen"; hinzukommen umkehrende Bedeutung von Denominativstämmen; euphemistische und ironische Verwendung; gepreßte Erklärung von dunklen Dichterstellen, seit islamischer Zeit auch von Sunna- und vor allem von Koranworten, da *'asā* auch „gewiß" heißen müsse, denn in Sure IX 103 die Bedeutung „vielleicht" anzunehmen, wäre Unglaube. Nur äußerlicher Gegensinn-Anschein entsteht durch Kontamination vokaldifferenzierter Verbalstämme wie *naǧd* „hilfreich" von *naǧada*, aber „geängstigt" von *naǧida*; besonders zahlreich nach Ausweis anderer semitischer Sprachen sind Stammeskontaminationen: *'azara*, *'azzara* „züchtigen" und über ursprüngliches *'aḍara* „für jemand eintreten" zu „rühmen, preisen". Wegzufallen haben im besonderen die etwa 10 nur in vorliegendem Buch vertretenen, eventuell noch bei Ibn al-Anbārī genannten Vokabeln; während das sonst erwähnte *qalaṣa* „viel" und „wenig sein" hier fehlt. Für einzelne Wörter werden auch je mehrere Deutungsversuche vorgetragen; noch unerklärbar bleiben nur vereinzelte, etwa *haǧada* „schlafen" und „wachen". — Betreffs Verfasserschaft und literaturgeschichtlicher Zusammenhänge der Schrift wäre ein klärender biographischer und bibliographischer Index sehr willkommen; z. B. wird der 10 Jahre nach Quṭrub gestorbene Aṣma'ī zitiert und zwar 247, 18 *qāla l-Aṣma'ī*; 244, 13 *qāla Abū Muḥammad wa-qāla l-Aṣma'ī*; 246, 14—15 ebenso, aber ohne *wa*; 245, 11 *qāla Abū Muḥammad qara'tu 'alā l-Aṣma'ī*; 262, 17—18 *qāla Abū Muḥammad qāla Abū 'Ubaida . . . wa-qāla l-Aṣma'ī*). — 545—55 E. Pröbster, Die Anwaltschaft im islamischen Recht (Begründet wird die Zulässigkeit mit der Parallele des bevollmächtigten Nachlaßpflegers, ferner des Vertreters, welcher für den zur Blutrache Berufenen die Strafe ausführt, sowie mit der Notwendigkeit für den Sucher eines entlaufenen Sklaven, in der Ferne den abwesenden Besitzer gegen den derzeitigen Inhaber zu legitimieren; die Entwicklung von der Formel „Ich bevollmächtige einen jeden der Gläubigen" zu einem besonderen Stand der Wukalā' läuft dem Aufkommen der berufsmäßigen Zeugen parallel; da sie die Rechtsargumente vom Muftī beziehen, wurden sie nie bedeutend, blieben zumeist beargwöhnt, vielfach auch ganz verworfen; z. B. noch von Saḥnūn, gest. 240h. So erklären sich auch die schwankenden Ansichten selbst innerhalb der Schulen: ob nur 1 oder mehrere Anwälte zulässig; ob Zustimmung der Gegenpartei notwendig; ob schon vom Beginn des Prozesses an erlaubt oder erst, wenn mehrere Sitzungen einen komplizierten Verlauf in Aussicht stellen; ob absetzbar). — 556—72 E. Mainz, Zum arabischen Sprachgebrauch des Maimonides (Das reichhaltige Material aus Orthographie, Laut- und Formenlehre und Syntax zeigt nur wenige Hebraismen, etwa *qaṭala* statt *qatala*, aber Eindringen des Vulgärarabischen; von den beiden lokalen Einflüssen der maghrebinischen Arabisch, der unverkürzten 3. fem. sg. Perf. von Verben tertiae *ī ȳ* und des *na*-Präfix für die 1. sg. Impf., ist das letztere im „Führer", also seit der Übersiedlung nach Ägypten, aufgegeben, so daß es sich nur im Mischna-Kommentar findet). — 573—80 W. Ivanow, Petermann-Justi's Gabri. Übersetzungen (Da die Proben der für die Parser von Jezd veranstalteten Übersetzungen aus AT und NT in ZDMG 1881, 330—38, in arabischer Schrift keinen Anhalt bieten für die Aussprache, transkribiert I. sie hier mit Hilfe von Parsen). — *Joseph Schacht, Das *Kitāb al-maḥārig fil-ḥijal* des Muḥammad ibn al-Ḥasan aš-Šaibānī (E. Pröbster). — *Muḥammad Sadruddin, Saifuddaulah and his Times (R. Hartmann). R. St.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser 19 1932:
1 3—50 W. Erichsen, Faijumische Fragmente der Reden des Agathonicus, Bischofs von Tarsus, hrsg. und erklärt. E. P. B.

Kritische Vierteljahrsschrift 25 1932:
2—4 219—49 Erwin Seidl, Übersetzungen und Abhandlungen zum vorptolemäischen Rechte Ägyptens (1903—1930) 2. Folge (vortrefflicher kritischer Sammelbericht). — 297—306 *W. Spiegelberg, Die demotischen Papyri Loeb (E. Seidl). — 306—13 *V. Arangio-Ruiz, Persone e famiglia nel diritto dei papiri (E. Seidl). Wr.

Leuvensche Bijdragen 23 1931:
2 105—7 K. Muley, Warum geht die arabische Schrift von rechts nach links und die europäische von links nach rechts? [„. . . weil die alten Orientalen ohne Tisch auf der Hand schrieben. Es ist sofort evident, daß das Schreiben von rechts nach links dann leichter geht . . ."].
3/4 173—4 K. Muley, Warum geht die arabische Schrift von rechts nach links und die europäischen von links nach rechts? (Nachschrift). E. P. B.

The Museum of Far Eastern Antiquities (Östasiatiska Samlingarna), Stockholm 1931:
3 1—59 Bernhard Karlgren, The early History of the Chou Li and Tso Chuan Texts („*The task I will set myself in the present paper is to show, by philological materials exclusively, that the story about Liu Hin as a forger of the Chou li and the Tso chuan is absolutely untenable, and that these texts are clearly pre-Han works*"). — 61—2 Arthur Waley, Magical Use of phallic Representations; its late Survival in China and Japan. — 63—8 Eduard Erkes, Some Remarks on Karlgren's „Fecundity Symbols in ancient China" (E. ist der Ansicht, daß die Ahnentafel ursprünglich kein phallisches Symbol, sondern ein Bild des Verstorbenen war, ferner differiert E. mit K. in der Erklärung des ts'ung: „*The ts'ung is originally the image of the deity earth, represented by her vagina*"). — 69—98 Hanna Rydh, Seasonal Fertility Rites and the Death Cult in Scandinavia and China. — 99—174 Olov Janse, Un groupe de bronzes anciens propres à l'Extrême-Asie meridionale (mit 17 Taf. u. 27 Fig. Vorwort von J. G. Andersson. O. J. beschreibt Waffen und Geräte aus der südchinesischen Provinz Yünnan, die in Form und Dekor in vielfacher Verwandtschaft zu Ausgrabungen des angrenzenden Tonkin stehen. Zu den Geräten in reiner Zweckform werden mühelos Parallelen in den verschiedensten Ländern aufgezeigt: „*Il est évident qu'il ne faut pas tirer trop de conclusions de ces ressemblances*"). L. R.

Mit einer Beilage des Verlags Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.